Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische Volkskunde.)

Herausgegeben vom

VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

in Wien.

Geleitet von

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XLI. Jahrgang 1936.

Mit 2 Notenbeispielen.

Mit Titel und Inhaltsverzeichnis des 41. Jahrganges.

Wien 1936.

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.

Inhaltsangabe des XLI. Jahrgangs.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

. Seite
Dr. Richard Wolfram: Der Pinzgauer Tresterertanz (mit zwei
Notenbeispielen)
Maria Lang-Reitstätter: Wiese und Feld in Villgraten
(Osttirol) II
Leopold Teufelsbauer: Das Kegelspiel
Dr. Georg Graber: Eine Schrecklarve aus Kärnten (Eine Ent-
gegnung)
Dr. Artur Michel: Der Bandltanz in den romanischen Ländern 49
Dr. Josef Tomschik: Das Krapfenholz
Dr. Josef Tomschik: Das Faschingeinziehen
Stubaier Volkstag
Hermann Wopfner zum 60. Geburtstag
•
Dr. Leopold Schmidt: Das Volksschauspiel des Burgenlandes 81
Leopold Höfer: Die Wortkunde im Wiener Wörterbuch 97
Maria Lang-Reitstätter: Zur Volkskultur in Osttirol 103
Literatur der Volkskunde.
Buchbesprechungen Nr. 1—47
Jahresbericht des Vereines und Museums für Volks-
kunde für das Jahr 1935.
Erstattet vom Vereinspräsidenten Hofrat Prof. Dr. Michael Haberlandt 42—48

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Der Pinzgauer Tresterertanz.

Dr. Richard Wolfram. (Mit zwei Notenbeispielen.)

Es gibt Gebiete des Volkslebens, die uns ein Buch mit sieben Siegeln sind. Wir sehen bestenfalls die Außenseite; von dem was aber eigentlich dahinter liegt, erfahren wir so gut wie nichts, es sei denn, der Zufall kommt uns zu Hilfe. Höchst lehrreich war mir in dieser Beziehung eine Erfahrung, die ich vor kurzem in England machte. Zu Pfingsten, seltener zu Weihnachten, ziehen dort Gruppen von weißgekleideten Kulttänzern umher, die wegen des Schwärzens ihrer Gesichter den Namen Morristänzer (Mohrentänzer) führen. In unermüdlicher Arbeit hat Cecil Sharp vor drei Jahrzehnten diese Tänze aufgespürt und in vorbildlichen Veröffentlichungen der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Heute tanzt man sie wieder in weiten Kreisen, vor allem unter den Gebildeten, doch auch manche ländliche Morris-side hat ihre Auferstehung gefeiert. Neben verschiedenen anderen Schriften über den Gegenstand gibt es sogar ein sechsbändiges Lehrbuch der Morristänze. Was noch zu erfassen war, scheint heute in England tatsächlich aufgezeichnet zu sein. Von den Bräuchen, die mit den Morristänzen verbunden waren, besitzen wir einige höchst wertvolle Schilderungen. Im Norden des Landes begleiteten die Morrisleute die "Rush-Cart" Prozession, durch welche die Wachstumskraft in bekannter Weise eingeholt wird. Das südliche Kerngebiet (Oxfordshire) bringt Belege von der feierlichen Tötung eines Tieres, das dann gemeinsam verzehrt wurde. Bei einem Morristanz bestrich man sogar die Teilnehmer mit dem Blute des Opfertieres.

Von allen Aufzeichnern machte sich aber niemand Gedanken darüber, wer denn an diesen Tänzen teilnahmsberechtigt ist und wie eine solche Gruppe zustandekommt. Als ich Gelegenheit hatte, einen alten Morrisgeiger zu treffen, von dem Cecil Sharp eine Menge Tänze aufgezeichnet hatte, brachte ich diesen Punkt zur Sprache. Und sofort zeigte sich's, daß hier noch Verborgenes steckt. Trotzdem die Morrisgruppe dieses Dorfes heute längst erloschen ist, wollte der Alte nicht mit der Sprache heraus. Nur soviel gestand er zu, daß bloß gewisse Leute Mitglieder werden konnten und auch dann nur, wenn mit ihnen bestimmte Handlungen vorgenommen waren. Was, sagte er nicht; das ist Geheimnis. Als ich weiter herumhorchte, stieß ich überall auf die gleiche Erscheinung. In

Matlock (Derbyshire) besteht sogar heute noch ein Morris Club, der ein richtiger Geheimbund ist. Dreißig Jahre bemühen sich also die Forscher um diese Tänze und noch weiß man nichts über die Hintergründe des Brauches! Und das im aufgeklärten England, dessen Bauernstand noch dazu seit einem Halbjahrhundert so gut wie vernichtet ist.

In allen Dörfern gibt es Ueberlieferungsträger, besonders Begabte, die mehr noch als die anderen an ihren Märchen, Liedern usf. hängen und sie auch zum Teil weiter gestalten. Zur Weiterführung von Gemeinschaftsbräuchen reicht aber der Einzelne meist nicht aus, auch wenn seine Rolle als Anreger bedeutend sein kann. Es bedarf auch in diesen Fällen eines Ueberlieferungsträgers, der dann aus einer ganzen Gruppe besteht. Wo solch ein Brauch noch ursprünglich lebt, stoßen wir immer wieder auf einen Innenkreis, der dann häufig sein Wissen Außenstehenden gegenüber bewahrt. Zu den Handlungen, die sie im Interesse der Gemeinschaft auszuführen befähigt und berechtigt sind (z. B. Fruchtbarkeitszauber) treten dann noch Bräuche der Gruppe als solche. Man hat diese Seite viel zu wenig beachtet. Erst neuerdings beginnt man sich nicht nur für die Handlung, sondern auch für den Menschen zu interessieren, der den Brauch ausführt. Darüber etwas zu erfahren ist allerdings nicht ganz leicht. Meist verschließen sie sich vor jedem, der ihnen nicht aus langem Zusammenleben vertraut ist. Gar das Innenleben fester Gemeinschaften ist kaum zu durchdringen. Nicht umsonst steht in den Regeln der Burschengemeinden immer wieder der Satz: Nichts ausplaudern! So konnte es geschehen, daß selbst im südwestlichen Niederösterreich prächtige Burschenorganisationen auftauchten, von deren Bestehen niemand etwas ahnte.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, nun z. B. auch unsere Maskenläufer in den Alpen daraufhin anzusehen, wer den Brauch ausführt. Einige Andeutungen enthält ja mein Schwerttanzbuch¹). So ist es z. B. in Imst eine Gemeinschaft, die Außenstehende nicht in ihr Treiben fineinschauen läßt. Bei manchen Maskenläufern, wie den "Roitscheggeten" des Schweizer Lötschentales, sind bündische Ueberlieferungen noch klar erkennbar²). Die Verharmlosung wirkt sich gewöhnlich so aus, daß sich die ursprüngliche Gruppe in einen

 [&]quot;Schwerttanz und Männerbund", Bärenreiter-Verlag, Kassel 1936.
 Vgl. L. Rütimeyer, Ueber einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen, Volkskundliche Untersuchungen, Eduard Hoffmann-Krayer dargebracht, Basel 1916.

Trachtenverein oder Verein zur Erhaltung eines besonderen Brauches verwandelt (man denke an den St. Georgsverein, der den Georgiritt in Traunstein abhält usf.). Von den alten Leuten ließe sich aber vielleicht noch manches aus der ursprünglichen Ueber-·lieferungswelt erfragen, nur ist es höchste Zeit. Wenn man sich nach Perchten erkundigt und zum Obmann eines Trachtenvereines gewiesen wird — wie dies einem meiner Freunde geschah — kann man doch ein Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken. Die Dämonen fangen eben an, schon recht zivilisiert zu werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß Trachtenvereine nicht etwa auch sehr ersprießliche Arbeit leisten können. Die Zell-am-Seer z. B. suchen aus eigenem Antrieb die alten Leute auf und lassen nicht eher locker, bis sie die schon halbvergessene Kunst des Tresterns erlernt haben und zwar in allen Varianten. Das Ergebnis ist überraschend. Nicht weniger als 8 verschiedene Arten zu trestern sollen sie schon beisammen haben. Vom Trestern will ich nachstehend Kunde geben, so weit ich selbst in den Tanz einzudringen vermochte. Gehört er doch zu unseren interessantesten Bräuchen. Vielleicht erfahren wir mehr von ihm und den Menschen, die ihn tanzen, wenn der Stein einmal ins Rollen gekommen ist. Denn bisher war kaum ein anderer Brauch unserer Alpenheimat so wenig zugänglich, als dieser Tanz.

In den letzten Jahren konnte man die Pinzgauer Dämonenläufer bei großen Salzburger Trachtenfesten im Festzug manchmal mitmarschieren sehen: 10 Burschen, deren Kleidung ungesucht den Vergleich mit Indianern herausfordert. Denn ihre Kopfbedeckung besteht aus stoffüberzogenen Strohhüten (Gainzeln), die als auffälligste Zier an beiden Seiten des Hutes flügelartig angeordnete weiße Hahnenfedern tragen (gut 20 auf jeder Seite). Etwa 25 bunte Bauernbänder hängen rundum von der Krempe des Hutes auf die Schultern herab, so daß das Gesicht des Tänzers verborgen ist. Die Kleidung besteht aus einer einfachen Leinenjacke und ebensolchen Kurzhose, welche die Knie freiläßt. Der Stoff zeigt die alten Kultfarben: weißer Grund mit dichten roten Mustern. Goldene Borten sind noch als besonderer Schmuck hinzugefügt. Auf die weißen Wadenstrümpfe haben sie rote Bänder kreuzweise genäht, so daß es aussieht, als wären die Strümpfe durch umgewickelte Bänder hochgebunden. Der Oberteil der (hohen) Schuhe besteht aus dem gleichen Stoff wie der Anzug. Wichtig sind die Innenseiten der Schuhe. Da ist ein besonderer Stoff, so daß das Aneinanderstreifen ein eigenartiges Geräusch ergibt. Ueber den Jacken tragen alle Tänzer den breiten salzburgischen Ledergürtel (Ranzen). Außerdem hat der Anführer (Vorpercht) an seinen Ranzen eine Reihe von Schellen gebunden. Kleine "Roller" anderer Stimmung trägt er auch um Hand und Fußknöchel. Die Arm- und Beinbewegungen ergeben daher verschiedene Töne, was wichtig für den Tanz ist. Außerdem tragen alle Tresterer in der rechten Hand eines der üblichen rotweißen Bauerntücher. Der Wurstl ist ganz weiß und hat rote Borten an Stelle der goldenen. Gleich seinen vielen Vettern bei verwandten Bräuchen trägt er den Spitzhut der Magier mit einem Büschel weißer Federn an der Spitze (zusammengehalten durch ein rotes Band) und einen Kranz von Goldflitterwerk an der Basis. Sein Ranzen ist mit kleinen Rollern ausgestattet. Falsche Nase und Bart vervollständigen seine Ausrüstung und natürlich die ausgestopfte Wurst zum Schlagen.

Ein Salzburger Festzug ist freilich nicht die rechte Zeit für das Erscheinen dieser Gestalten. Das fühlen sie offenbar selbst, denn sie marschieren nur im Zuge mit ohne zu tanzen. Von Sommerfrischlern erfahre ich, daß es auch in der eigentlichen Heimat der Tresterer nicht möglich war, sie im Sommer zum Tanz zu veranlassen. Ein schönes Zeichen dafür, daß der Kern des Brauches noch lebt und den Forderungen des Fremdenverkehres noch nicht zum Opfer fiel. Ihre eigentliche Zeit sind die dunklen Rauhnächte und die anschließenden Wochen vom 6. Jänner bis zum Faschingdienstag. Da kommen die Pinzgauer "schönen Perchten" hervor. Seltsam aufreizend ist der Klang der Schellen, wenn sie — von den einzelnen Höfen kommend — dem Sammelplatz zueilen. Als richtige Dämonenläufer trugen sie ja ursprünglich alle Schellen (sogenannte "Zinngießer"), wie dies bereits Kürsinger3) erwähnt:

"Junge rüstige Bursche, acht bis zehn an der Zahl, bilden eine Gesellschaft, von denen zwey, alte häßliche Gestalten, mit alten Besen bewaffnet, vorstellen; es sind die Berchten (häßliche, grausliche Gestalten, deren Name noch in mancher Kindstube als Schweigmittel helfen muß). Ihnen folget gewöhnlich eine Karricatur aus Hanswurst, Landstreicher und anderem Gesindel zusammengesetzt; und diesem Compositum folgen die Tänzer, mit festanliegenden Kleidern, mit grellfärbigen Bändern rundum geziert, auf dem Haupte eine Krone von hochfliegenden Hahnenfedern, von welcher unzählige lichtfärbige Bänder über Schulter und Rücken herabflattern. Das Gesicht mit einer Larve verhüllt, haben sie am Ende des Rückens eine Alpenglocke, oft bis zu einem Viertel Centner Schwere angehängt. Ihr Erscheinen deuten sie mit schnell und im besten Tacte vollführten Fußschlägen an; bilden dann

³) Ignatz von Kürsinger, Ober-Pinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, Seite 166.

einen Kreis, in dem sie die herrlichsten Evolutionen mit unglaublicher Präcision und Schnellkraft vollführen, wobei ihnen die Schläge der Füße auf dem hölzernen Boden den sicheren Tact geben.

Abwechselnd im Tanze lassen sie ihre Glocken plötzlich ertönen, die sie im Nu wieder schweigen machen; zum Schlusse begleitet den Tanz eine Geige oder Klarinette, die durch den künstlichen Dreyschlag und die Behendigkeit ihrer Füße die bewegliche Gruppe freundlich erhöht.

Es ist das Berchtenlaufen, das Trestern und der Dreyschlag; ihre Kleidung und Tanz erinnerte mich lebhaft an die Tänze der Indianer, wie ich sic in Bildern sah. Sie ziehen von Pfarre zu Pfarre, begrüßen die besseren Häuser, wo ihnen die Mühe des Tanzens mit Branntwein und Brod gelohnt wird, und kehren dann friedlich wieder zu ihren Arbeiten zurück.

Alt und Jung, Groß und Klein läuft diesem uralten Volks-Schauspiele zu, weidet sich fröhlich an den Sprüngen der Tresterer, freuet sich über die Berchten, und belachet den Hanswurst."

Die hübsche Schilderung lehrt, daß sich das Trestern während des letzten Jahrhunderts nicht wesentlich verändert hat. Das städtische Museum in Salzburg besitzt zwei alte Zeichnungen der Tresterer⁴), auf denen die Kleidung in guter Uebereinstimmung mit der heutigen Tracht zu sehen ist. Auch das Springen kommt gut zur Darstellung. Auf der Zeichnung von Rattensberger sind übrigens auch Vermummte zu sehen, deren einer gleich den vielen Dämonenauskehrern einen Besen hält. Unsere Dämonengruppen bestehen fast regelmäßig aus Schönen und Schiachen und zwar sind die Teilnehmerzahlen ganz gewaltig. In seiner "Beschreibung des Erzstiftes Salzburg" (1796) berichtet H ü b n e r, daß ein Pinzgauer Perchtenzug regelmäßig aus 100 bis 300 Vermummten bestand und Marie Andree-Eysn zählte 1902 in Hofgastein noch 16 Knappenperchten nebst ebensovielen Gesellinnen (Burschen in Weiberkleidern) und 56 Vermummte⁵). Behördlicherseits versuchte man immer wieder, die Schiachen zu unterdrücken, da sie sehr wild waren und in der Ekstase unheimliche Leistungen vollbrachten⁶). Aus dem Großarltal berichtete mir Frau Stöffelmeier vom Laufen der Perchten, das so unheimlich war, daß die Frauen beim Eindringen der Maskierten in die Häuser Reißaus nahmen und zu ihren Männern ins Wirtshaus flüchteten. Als die Perchten auch dorthin

⁴⁾ Abbildungen bei F. v. d. Leyen, Volkskunde in Bildern, Bayerische Hefte für Volkskunde 1916, Seite 8 und 9.

⁵) Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910, Seite 170.

⁶⁾ Ein Verbot stammt aus dem Jahre 1730. 1763 wurde Peter Kaesleitner von St. Martin bei Radstadt wegen verbotenen nächtlichen Perchtenlaufens assentiert. In Gastein wurde um 1900 das Laufen verboten und die Straße durch Gendarmen abgesperrt, jedoch ohne Erfolg.

kamen, liefen sogar die Männer davon. Alle Erzählungen sprechen von den hohen Sprüngen der Perchten. Frau Stöffelmeier wurden die Male von den Nagelschuhen an den Stubendecken gezeigt und Adrian7) meldet, daß in den Sechzigerjahren am Gewölbe des Wastlbauern in Piesendorf zwei gemalte Fußspuren zu sehen waren, zum Denkzeichen an die Kunstfertigkeit des weitbekannten Perchtentresterers Wastlsimmer, eines Sohnes vom Hause. 1858 soll er gestorben sein. Im Springen und Hüpfen tat es ihm keiner gleich. Auch der interessante Bericht Spaurs in seinem Buche "Reise durch Oberdeutschland—Salzburg" (1800) spricht davon, daß einer der Burschen mit seinen Schuhsohlen die Zimmerdecke berührte. Ueber Gräben und Zäune springen sie mit Hilfe ihrer Stöcke und wenn der Zug tobend und lärmend heranzieht, müssen die Lichter in den Häusern gelöscht werden "um die Fenster ganz zu erhalten und niemand darf sich vor ihnen auf dem Wege blicken lassen, der sich nicht unangenehmen Begegnungen aussetzen will". Die Sagenbildungen vom besonders wilden Springen der Perchten, das die Anwesenheit des Teufels unter ihnen anzeigt, sind leicht zu verstehen. Darum sollen die Perchten, wie auch die Tiroler Huttler immer etwas Geweihtes in die Stiefel tun, damit der Teufel keine Macht über sie hat. Adrian erzählt die Sage vom Lufttanz eines Knappen im Gasteinertal, der 14 Tage vor dem Perchtenlauf absichtlich nicht betete. Als der Pfarrer gerufen wurde, stürzte er aus der Luft zu Boden. Ganz ähnlich lautet ein Bericht von Frau Stöffelmeier aus dem Großarltal. Ein überzähliger Percht war dabei und sprang über den Brunnen und in Hausdachhöhe. Als sie zum Wirtshaus kamen, besprengte der Wirt die Tänzer mit Weihwasser, weil sie gar so gesprungen sind "und da hat einer einen Schrei getan und ist durch die Luft davon". Eine genaue Parallele ist in Schwaben zu finden. "In einigen Gegenden sammelt sich eine Anzahl Klose und durchzieht das Dorf. Aber das Volk hängt fest an der alten Ueberlieferung, daß da immer ein unbekannter Ueberzähliger sich einmische: Wer der sei? Niemand anderer als der Gottseibeiuns. In Mühringen waren es einst 13. Der Pfarrer wurde gerufen, segnete die Klose und siehe da: es waren im Nu nur mehr ihrer zwelfe"8). Auch beim Aufruf des Haberfeldtreibens ertönt regelmäßig das

⁷⁾ Von Salzburger Sitt und Brauch, Wien 1924, Seite 68.

⁸⁾ A. Birlinger, Aus Schwaben II, Seite 4. Bemerkenswert ist, daß sich unter den 50—60 Perchtenläufern aus der Gegend Lend, Goldeck, Schwarzach, St. Veit 12 "eigentliche Perchten" befanden, entsprechend den 12 schwäbischen Klosen.

"Hier" eines Ueberzähligen, wodurch der Alte mit dem Pferdefuß seine Anwesenheit kundgibt. Man sieht, wie die Dämonenläufer selbst im Banne der Dämonie stehen.

Das Gefolge der Pinzgauer Perchten gleicht den Schiachen aller Perchtenläufe, doch verhalten sich die Tresterer selbst ganz ruhig, während die Begleiter mit Schellen, Glocken, Peitschen, Pfeifen, Kuhhörnern, Ratschen und Ketten lärmen. Nach Kürsingers Bericht erschienen zuerst die Schiachen und räumten den Tanzplatz, dann kam der Vorpercht und tresterte allein und hierauf erst tanzte die ganze Schar. Der Dreischlag (ein Plattler) mit Musikbegleitung beendete die Vorführung. Ganz ähnlich vollzieht sich das Trestern auch heute noch. Zuerst trestert der Vorpercht in ziemlich freier Weise, dann die ganze Gruppe und zwar zuerst ohne jegliche Musikbegleitung (Schweigtanz) und dann zu den Klängen eines Landlers (Spieltanz). Die Schiachen beginnen zu verkümmern. Einen solchen raschen Fußschlag, mit dem der Vorpercht hereintanzt, zeigte mir die Wieserbäurin in der Hinterglemm⁹). Doch sind die Schritte nicht überall gleich und besonders der Vorpercht hat freien Spielraum, wenn nur der Takt stimmt. Die Alten sind oft ganz verteufelte Kerle. Wer würde z. B. dem Lackner Hans in Salzburg, der auch mein Lehrmeister war¹⁰), seine Jahre angemerkt haben? Die Gelenkigkeit und Körperbeherrschung bei den ungeheuer anstrengenden Schritten des Vorperchts war staunenerregend. Lackner selbst lernte seine Kunst von einem gewissen Eder in Zell am See. Dort soll unter den Tresterern übrigens noch ein 82-jähriger großartig getanzt haben.

Ich will nun versuchen, einen Begriff vom Trestern zu vermitteln, freilich keine tanzgerechte Beschreibung zum Lernen mit allen Einzelheiten. Dazu gehört unter allen Umständen erstens einmal direkte Anschauung und

⁹⁾ Vgl. R. Wolfram, Salzburger Volkstänze, Wiener Zeitschr. f. Volkskunde, Jg. 38, Seite 88: "Die Schallwirkung ist ein rasches eins-zweidrei-Schlagen. Das Gewicht ruht auf dem linken Fuß, der rechte Fuß ist vor dem linken. Nun setzt man die Ferse des rechten Fußes hart auf dem Boden ein, läßt dann die Spitze auf den Boden fallen, wodurch man sich einen kleinen Ruck nach vorne gibt, und setzt nun den linken Fuß ganz steif (auf der ganzen Sohle) einen winzigen Schritt nach vorwärts, wobei er aber hinter dem rechten bleibt. Die ruckweise Vorwärtsbewegung wird lediglich durch das Einhacken der rechten Ferse erzielt (Nagelschuhe!)".

¹⁰⁾ Ich möchte an dieser Stelle ihm und meinem anderen Lehrer Herrn Rupp für alle Mühe und Bereitwilligkeit danken. 12 Stunden Trestern sind keine Kleinigkeit. Danken möchte ich ferner Herrn Oberrevident Kuno Brandauer, der die Erlernung des Tanzes ermöglichte, sowie der Alpinia insgesamt für ihr Entgegenkommen. Auch dem Amt für Studentenwanderungen gebührt herzlicher Dank für die geldliche Beihilfe. Herr Anton Maringer unterstützte mich bei der Aufzeichnung des Tanzes.

persönlicher Unterricht, sonst kommt höchstens ein Zerrbild heraus. Und zweitens soll das Trestern auch dort bleiben, wo es beheimatet ist und nicht bei allen möglichen Gelegenheiten von Leuten getanzt werden, die keine innere Beziehung zu diesem Tanz haben. Das geheimnisvolle Etwas, das die Lebenskraft eines uralten, gewachsenen Volksbrauches ausmacht, ist gar leicht zerstört. Da kann ein "Betrieb" nur schaden. Gottseidank besteht keine Gefahr, daß die Ueberlieferung im eigentlichen Heimatboden des Tresterns abreißt. Deshalb braucht keine Wiederbelebung oder gar ein Unterricht außerhalb des Pinzgaues einzusetzen. Der Wissenschaftler freilich hat ein Recht darauf, Näheres über diese hochaltertümliche Tanzform zu erfahren, um mit seinen Urteilen auf festem Boden zu stehen. Bisher gab es aber niemanden unter ihnen, der das Trestern wirklich selbst konnte. Deshalb wird man die gesamte Literatur auch vergebens nach verläßlichen Angaben durchforschen, die über flüchtige Augeneindrücke hinausgehen. "Eine nähere Beschreibung zu liefern ist nicht gut möglich, so mannigfaltig sind die Bewegungen der Tänzer zum sanften Klange, wie zu den schrillen Tönen der begleitenden Instrumente"11). Das war das allgemeine Urteil. Da ich das Trestern für besondere wissenschaftliche Zwecke lernen durfte, will ich das Wichtigste mitteilen, ohne doch Verrat am Vertrauen meiner Gewährsmänner zu üben.

Die Gruppe bestand aus 8 Tänzern, dem Vorpercht und dem Wurstl. Ueber die Eröffnung des Tanzes gehen die Angaben etwas auseinander. Meist erscheint jedoch zuerst der Wurstl, um für die nachfolgenden Tänzer mit einigen Schlägen seiner Wurst Platz zu machen. Während des Tresterns hat er jedoch nur eine bescheidene Rolle. Gewöhnlich läuft er im Gegensinn zur Bewegung der anderen Tänzer und schlägt mit der Wurst auf den Boden, als ob er etwas in die Mitte fegen wollte. Kein Wort, kein Juchezer darf während des Tresterns ertönen. Alle tauchen geheimnisvoll auf und verschwinden wieder in der gleichen Weise.

Nun kommt der Vorpercht. Mit einigen raschen Laufschritten geht es einmal im Kreise herum und dann beginnt ein Raketenfeuerwerk von ungeheuer schnell ausgeführten schwierigen Schritten, deren Sinn ein rhythmisch ständig wechselndes Taktgeräusch ist. Für die Schritte des Vorperchts gibt es keine feste Regel. Er kann machen was er will, wenn er nur gewisse Grundelemente beachtet. Abgesehen von den wilden Sprüngen der Schiachen dürfte auch der Vorpercht manchmal sehr hochschnellen. Das Gruppentrestern hingegen geschieht völlig gleichmäßig, wie dies auch Schjerning betont. Ich

¹¹⁾ W. Schjerning, Die Pinzgauer (Stuttgart 1897), Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 10, Seite 250 f. Vom höchst genau ausgeführten Tanz heißt es, daß er "nicht in Ortsveränderungen besteht, sondern eher ein gymnastisches Spiel mit Bewegung aller Gliedmaßen und des ganzen Körpers, Niederkauern und Springen ist". Weitere Literatur über die Perchtentänze: R. Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge (Salzburg 1855), Seite 39; E. Richter, Das Herzogtum Salzburg (Wien 1881), Seite 103; Prinzinger in den Mitteilungen d. Gesellsch. f. Salzb. Landeskunde XX (1880), Seite 116 und Bd. XXIV (1884), Seite 285, 287; Abbildungen in der Zeitschr. d. deutschen und österr. Alpenvereines 1881, Seite 178, 180. Vgl. ferner Ritter, Die Musik in den Alpen, Zs. d. dt. u. österr. Alpenvereines 1889, Seite 164.

selbst sah zwei verschiedene Vorperchten. Die Schritte des einen will ich angeben:

Die Füße mit der ganzen Sohle auf dem Boden ruhen lassend macht der Vorpercht 4 blitzschnell aufeinanderfolgende Stampfer (rechts, links, rechts, links, das Gewicht mehr gegen die Ferse zu), die eigentlich nicht aus einem stärker merkbaren Heben des Fußes, sondern einem kurzen Vorrucken bestehen. Dann hebt er das rechte Knie (das Bein nicht vorgestreckt, sondern abgebogen), hüpft ein klein wenig auf dem linken Standfuß (auch hörbar nach der kleinen Pause, bis das Knie den höchsten Punkt erreicht hat) und setzt den rechten Fuß wieder stampfend auf. Diese Periode wird einmal wiederholt, daran schließt sich einmal nur der Viererstampfer ohne das Knieheben und nochmals der Viererstampfer mit Knieheben. Das alles zusammen ist ein Schritt, der fünf- bis sechsmal wiederholt wird.

Mit diesen Schritten hat der Vorpercht eine enger werdende Spirale beschrieben und springt nun als Abschluß (beidbeinig aufkommend) mit einer Rechtswalzerdrehung um sich selbst zur Mitte des Zimmers. Jetzt beginnt die sogenannte "verkehrte Stellung". Beide Hände flügelähnlich seitwärts ausbreitend bewegt sich der Vorpercht etwa 1½ bis 2 Meter nach rückwärts. Der rechte Fuß ist vorgestellt und wird oft über den linken gekreuzt und wieder zurückgesetzt. Die Sohlen bleiben ganz am Boden und die Schritte bestehen nur aus einem blitzschnellen stampfenden Rucken und Zucken, so rasch als nur irgend möglich. Man glaubt eine Ekstase zu sehen, die an die Auerhahnbalz gemahnt. Diese Schritte sind unerhört anstrengend und mehr als ein kurzes Stück hält sie niemand aus.

Daran schließen sich frei wählbare Schritte: Serien von Hüpfern auf dem linken Fuß, wobei das rechte Knie fortwährend gehoben und der rechte Fuß einmal auf seinem gewöhnlichen Platz, einmal gekreuzt über dem linken mit der Spitze stampfend aufgesetzt wird. Beidbeiniges Aufspringen und mit den Sohlen der stark abgebogenen Füße gegen die Handflächen schlagen wird dann und wann eingeschoben. Den Abschluß macht ein Drehsprung zur Mitte (Hüpfer auf links, rechtes Bein zurückschwingen ohne Aufsetzen, wodurch die Drehung hervorgerufen wird, und nochmaliger Hüpfer auf dem linken Fuß; dann erst den rechten aufstellen). Es folgen vier der anfänglichen Schrittperioden. Beim Knieheben und Hüpfen dreht man sich oft auch um sich selbst (im Rechtswalzersinn). Der letzte Schritt besteht aus einem Viererstampfer, Knieheben, Sprung, rechts Aufstampfen und als Abschluß noch ein zweiter rechter Stampfer.

Dann läuft der Vorpercht hinaus und kommt an der Spitze der übrigen Tänzer wieder herein. Nach einem Kreislauf mit der Sonne bleiben alle auf das Zeichen des Vorperchts stehen, Gesicht gegen die Kreismitte. Das Zeichen zum Beginn jeder Periode gibt der Anführer durch ein leises "Pst". Der nun folgende Gruppentanz zerfällt in den "Schweigtanz" und in den "Spieltanz", die jeder wieder aus einer Reihe von Unterabteilungen bestehen. Die Namen kommen daher, daß während des Schweigtanzes nur die Taktschläge der Tänzer zu hören sind, während beim Spieltanz auch Musikbegleitung dazutritt.

Es kann nicht meine Absicht sein, nun alle weiteren Schritte, die von der Gruppe genau im Gleichmaß vollführt werden, in ähnlicher Ausführlichkeit zu beschreiben. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, sich die immer wechselnde Zahl und Reihenfolge der Sprünge und Stampfer und den ständig veränderten Rhythmus zu merken. Das geht tatsächlich nicht anders, als daß man sich den Rhythmus mit allen seinen Wendungen auf einen primitiven "tam tam tam tam tam" Text immer wieder vorsagt. Als Beispiel gebe ich den Rhythmus der ersten Phrasen mit ihren Akzenten, wobei der Wechsel der Betonungen besonders zu beachten ist:

اً فررز المسائد أربار المرزد المرزد

Dazu werden folgende Schritte gemacht: ein Seitwärtssprung vom rechten auf den linken Fuß, dabei rechtes Knie heben, dann rechter Fuß aufsetzen, links heben und (ohne Sprung) am Ort aufsetzen, rechts seitwärts stellen (links bleibt stehen) und wieder neben den linken Fuß zurückstellen. Das sind die ersten 5 Noten einschließlich der halben. Die Periode wird wiederholt. Es folgen Sprünge mit rasch aufeinanderfolgenden Stampfern, die einmal nach, dann wieder vor dem Sprung stehen. Dann kommt das sogenannte "Changieren" (Beinkreuzen, Weiterstellen, Sprung mit Zusammenschlagen der Fersen in der Luft; in 4 Zeiten von ungleicher Länge), Drehung mit 4 Schritten, Knieheben und als Abschluß einmal 5 und einmal 7 Stampfer. Das ist der erste Teil des Schweigtanzes. Als Pausenfigur folgt wieder der Kreislauf. Bei jedem Sprung wird der rechte Arm mit dem flatternden Taschentuch aufwärts (Unterarm abgebogen) etwa gegen den Nacken zu geschwungen. Eine Entsprechung zu den englischen Morristänzen, in denen das Tücherschwenken zu höchster künstlerischer Vollendung gebracht wurde.

Der zweite Teil des Schweigtanzes beginnt mit einer Verdopplung gewisser Schritteile der ersten Hälfte. Rasche Stampfer und Sprünge folgen darauf pausenlos in Umkehrung der anfänglichen Rhythmen, dann drei Stampfer, Drehsprung nach der einen und anderen Richtung (beidbeinig aufkommend) und abschließend 3 und 7 rasche Stampfer (im ersten Teil waren es 5 und 7). Nun kommt ein dreimaliger Plattler, dessen Rhythmus durch die Merkworte "I geh net hoam, du gehst net hoam" beim Erlernen einprägsam gemacht wird. Dann einmal changieren, Beinkreuzen, Sprung und rechts Niederknien, Drehung mit 4 Schritten, Knieheben und 5 und 7 Stampfer.

Man sieht bereits, wie verwickelt und schwer zu merken diese Folgen sind, die ihren besonderen Reiz in immer neuen rhythmischen Eigenwilligkeiten suchen. Es sind kunstvolle Variationen mit Leitmotiven, die weiter entwickelt werden, Umkehrungen usf.; eine richtige Symphonie. Nur ein durch und durch musikalisches, feinempfindendes Volk konnte solche Gebilde erfinden.

Mit dem abermals als Pausenfigur anschließenden Rundlauf setzt die Musik ein zum Spieltanz. Von nun ab ist der Tanz viel leichter, da man durch den Rhythmus der Musik geführt wird. Zum Ende der ersten 8 Takte stellt man sich wieder mit dem Gesicht zur Mitte auf und geht nun mit dem Beginn der neuen Phrase nach einem Knieheben mit 4 Schritten zur Mitte, fällt auf das rechte Knie (der Aufschlag des Knies muß hörbar sein), setzt dann die linke Ferse hörbar auf und wieder aufstehend auch die rechte Ferse (also wie drei langsame Stampfer); dann geht man wieder mit leisen Schritten zurück und beginnt nach drei rhythmisch gestuften Abschlußstampfern den eigentlichen Spieltanz. Immer folgen Changieren, 3 rasche Stampfer, einmal Händeklatschen, einmal Plattler (einfacher als vorhin; ich gebe absichtlich nicht alle Einzelheiten), Changieren, 3 Stampfer, Plattler und anschließend eine Bewegung, die entweder in einer Anzahl von Stampfern oder einer Drehung mit Stampfern bestehen kann.

Nach einigen Serien dieser Art kommt die vielleicht am schwierigsten zu erlernende Stelle, der sogenannte "Zuaspitzer", der auch eine eigene Melodie erfordert. Es hat stundenlange Mühe gekostet, bis es gelang, aus den unerhört virtuosen winzigen Stampfern der Leute ein vereinfachtes Grundschema herauszulesen, das von ihnen ie nach Fähigkeit variiert und erschwert wird. Als einfachste Form können folgende Stampfer angesehen werden: linke Ferse, rechte Ferse, rechte Spitze, rechte Spitze, linke Ferse, rechte Ferse, rechte Ferse, rechte Spitze, rechte Spitze, linke Ferse, rechte ganze Fußsohle. Das ist eine Phrase, die noch zweieinhalbmal wiederholt wird, wobei jedoch einmal eine Drehung eingeschoben ist. Bei diesen Stampfern, die höchst elegant und mit kaum merkbarem Fußheben ausgeführt werden, tritt man mit dem rechten Fuß auch immer wieder kreuzend über den linken und wieder zurück. Nun wird aber das Grundschema in der Weise abgewandelt, daß für jeden Schlag noch blitzschnelle Verdopplungen und Verdreifachungen eingesetzt werden, so daß die Ausführung rätselhaft und ihre Erlernung hoffnungslos erscheint. Nur jahreslanges Ueben ergibt solche Höchstleistungen, die wunderschön den Takt einhalten, trotzdem kaum zwei Tänzer die gleichen Variationen machen. Freilich beginnen sie meist auch schon als Kinder zu lernen.

Neue Changier- und Plattlerserien bringen auch als Abwandlung noch eine dritte Plattlerart. Schließlich bilden ein Seitwärtssprung mit Fersenzusammenschlagen, einige Laufschritte und zuletzt mehrere Stampfer den Abschluß. Dann laufen alle ab. Der Vorpercht kann noch — etwas zurückbleibend — einige blitzschnelle Schrittserien zum besten geben. Er hat die schwerste Rolle, da nicht nur alle Verantwortung für den richtigen Takt und die richtige Reihenfolge auf ihm ruht, sondern auch physisch bedeuten seine Soloschritte eine gewaltige Anstrengung. "Da derfen's schon einen nehmen mit an g'sunden Herz", bemerkte der Lackner Hans, "sonst fallt er ihnen z'samm mitten im Tanz". Bedenkt man außerdem, daß sich der Tanz an verschiedenen Plätzen wiederholt, so kann man nur über diese Leistung staunen, die freilich ähnlich anstrengend auch von anderen Dämonenläufern gefordert wird (z. B. sechs Stunden ununterbrochenes Tänzeln und Springen in Imst).

Wollte man den Haupteindruck des Tresterertanzes in wenige Worte zusammenfassen, so wird man das Geheimnisvolle der schweigenden und vermummten Tänzer hervorheben, dann aber als Wichtigstes das alles beherrschende Taktgeräusch und die schnellen und künstlichen Schritte, die trotz ihrer Kraft eine gewisse Leichtigkeit besitzen. Manche Abschlußstampfer erhalten durch das sofortige Weiterschwingen des Fußes fast den Charakter des Wischens.

Das führt auf Kuno Brandauers Deutungsvorschlag¹²). Nach ihm ist trestern identisch mit dreschen. Der Tresterer wäre also ein Tanz, der mit dem Austreten des Getreides zusammenhängt. "Aus Funden der Pfahlbauzeit und anderen Forschungsergebnissen ist es nachgewiesen, daß das Getreide damals in Europa knapp bei der Aehre abgeschnitten wurde, so daß die übrig bleibenden Halme mit dem dazwischen wuchernden Unkraut als Viehfutter verwendet werden konnten¹³). Im Gegensatz hiezu wurden im Orient, wie ägyptische Darstellungen und die Bibel bezeugen, die Aehren mit den Halmen zugleich abgeschnitten und von Rindern oder Eseln ausgetreten. Im prähistorischen Europa hatte man nun keine Garben, die Körner konnten also von Menschen leicht ausgetreten und in späterer Zeit mit dem Dreschflegel ausgeschlagen werden. Freilich durfte das Treten nicht durch grobes Herumstampfen im Getreidehaufen besorgt werden; mit leichtbeschwingtem, elastischem Auftreten im leichten Schuhwerk sonderten die Dreschmänner sorgfältig das kostbare Korn von der Spreu; das Aufklatschen der Ferse und hernach das langsame Niedertreten mit der ganzen Sohle gibt den Takt und läßt durch den gleichförmigen Rhythmus die an und für sich sehr anstrengende Arbeit leichter vonstatten gehen; auch bewegen sich die Drescher-Tänzer nicht vom Flecke, sondern streifen das etwa aus dem Kreis springende Getreide bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuße sorgfältig wieder zur Mitte. Obwohl Pytheas von Massilia schon Scheunen erwähnt, in denen das Getreide ausgedroschen wurde, drosch man in der ältesten Zeit das Getreide in einer mit Lehm ausgeglätteten und hernach gebrannten Grube aus. Ein Gehilfe der Drescher dürfte nun das aus der Mulde kollernde Korn mit seiner mit Werg ausgefüllten Leinwandwurst, dem Vorbilde des Dreschflegels, wiederum in die richtige Reihe gebracht haben, kurzum der nunmehrige Hanswurst hat mit allen seinen Bewegungen an der Peripherie und im Zentrum dafür zu sorgen, daß die Tänzer stets ,etwas unter den Füßen' hätten. Die Tücher, welche die Tänzer in den Händen halten und die zum Teil auch den Kopf verhüllen, worauf die flatternden Bänder vor dem Gesicht hinweisen, sollen nicht so sehr zum Abtrocknen des Schweißes dienen, als vielmehr dazu, den aufwirbelnden Staub abzuhalten. Wer die verschiedenen Phasen des Tanzes genau beobachtet, glaubt mit dieser Erklärung so manche altüberlieferte und vorgeschriebene Bewegung im Trestern unzweifelhaft

¹²) Der Pinzgauer Perchtentanz, Salzburger Volksblatt, Samstag, den 26. Februar 1927, Seite 4.

 $^{^{\}rm 13})$ Vgl. M. Much, Vorgeschichtl. Nähr- u. Nutzpflanzen Europas; Hahn, Reallexikon der Vorgeschichte.

deuten zu können. Die leichte Leinwandkleidung, die Verschnürung der Waden mit Leinwand (Fell) streifen nach alter Art — zum Schutze gegen das Eindringen von Gräten und Aehren — der für alle Erntefeierlichkeiten geradezu symbolische Strohhut führen ebenfalls zu dieser Annahme".



Brandauer weist ferner darauf hin, daß beim Trestern nur Männer beteiligt sind, während die Pongauer Perchten auch Gesellinnen haben. Die Hahnenfedern als Fruchtbarkeitssymbol und selbst der Name Brotperchten für eine bestimmte Art von Heischegängern des Pinzgaues spinnen diese Gedankenkette weiter aus.

Brandauers Deutungsversuch ist umso verlockender, als es eine Wortreihe gibt, welche die Bedeutungen "dreschen — springende Bewegung — tanzen" vereinigt. Die Grundbedeutung unseres Zeitwortes "dreschen" geht aus den Entlehnungen dieses germanischen Wortes in romanische Sprachen hervor¹⁴): italienisch "trescare" bedeutet "mit den Füßen stampfen, tanzen"; spanisch-portugiesisch "triscar": "mit den Füßen lärmen"; altfranzösisch "tresche" ist sogar eine Art Springtanz. Die Bedeutungen würden also vortrefflich stimmen. Leider geht es aber lautlich nicht.

Unsere germanischen Worte für dreschen (gotisch: thriskan, altnordisch: thryskva, englisch: thresh, schwedisch: tröska, deutsch: dreschen) haben nämlich im Anlaut ein altes Thorn (th). "Trestern" hingegen muß germanisch "d" besessen haben. Falk-Torp setzt für "dreschen" eine indogermanische Wurzel "ter" plus Schwalaut an, die in lateinisch "tero" (reiben) und griechisch "teiro" vorliegt. Das -sk- ist nur ein Präsenszeichen.

Trotzdem brauchen wir Brandauers ansprechenden Gedanken nicht völlig zu verwerfen. Trestern ist nämlich den Trester machen. Synonym mit Trester kommt das Wort "Treber" vor, das aus der gleichen Wurzel abgeleitet ist¹⁵). Seine Grundbedeutung ist Bodensatz, Hülsenrückstand. Zum Most- und Weinstampfen scheinen deutliche Beziehungen zu bestehen. Wahrscheinlich ist der Stampftanz des Tresterns nach solchem Stampfen benannt. Es ginge also auch mit diesem Wort. Die sachliche und lautliche Aehnlichkeit von Treber-Trester und Dreschen ist einer jener Zufälle, die den Nicht-Sprachwissenschaftler so leicht aufs Glatteis führen. Die Wortgruppen gehören nicht zusammen.

Ob das Trestern nun aber wirklich das Moststampfen oder dergleichen darstellt, bleibt doch fraglich. Leichte und wischende Bewegungen passen nur für das Getreideaustreten, nicht aber das Aepfelzermalmen oder Traubenquetschen. Das Tertium comparationis scheint einfach das Stampfen zu sein. Wie Brandauer selbst erwähnt, müßte man beim Trestern jedenfalls mit einem Zusammenfluß verschiedener Elemente (Erntebrauch, Perchtenglaube usf.) rechnen. Der Tanz der Dreschmänner wäre jedenfalls weit in vorgeschichtliche Zeit hinaufzurücken. Brandauer meint, daß er wahr-

¹⁴) Falk-Torp, Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch, Heidelberg 1911; Hellquist, Svensk etymologisk ordbok, Lund 1925; Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1934.

¹⁵⁾ Freundlicher Hinweis von Prof. W. Stein hauser. Das Wort Trestern ist übrigens auch in Tirol bekannt. In Fig. 2 des "Alten Plattlers" aus Wildschönau und dem Unterinntal (K. Horak, Volkstänze aus Tirol, Seite 17) wird "getrestert"; der Bursch umkreist das Dirndl mit Serien von Fünferstampfern, In alemannischen Werbetänzen heißen ähnliche Stampfschritte "doppelieren". Der von Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I, Sp. 679 angeführte Tanz "Drötter" ist der Treter; mit Trester-Treber läßt er sich lautlich nicht vereinigen.

scheinlich von den eindringenden Germanen vorgefunden und mit eigenen Vorstellungen verschmolzen wurde. Dazu wäre zu bemerken, daß unsere Dämonenläufer überall auch Macht über die Fruchtbarkeit besitzen. Mit ihrem Erscheinen ist sogar häufig ein Fruchtbarkeitszauber verbunden, der sich u. a. im Toben der Wilden lagd über den Feldern spiegelt16). Ein magisch-symbolischer Dreschtanz nach Abschluß des Drusches zu Mittwinter wäre wohl verständlich, auch bei den Germanen. Aber rasche und wechselnde Taktgeräusche gehören überhaupt zu kultischen Männertänzen. Abgesehen vom "Strampfen" der Huttler in Tirol, das noch näher zu untersuchen ist, finden wir dies wunderschön im "Steppen" der nordenglischen Kurzschwerttänze, das kein junges Erzeugnis ist. Zu meinem Erstaunen sah ich es selbst in alttibetanischen Tänzen. Verwickelte Schrittarten morris-ähnlicher Tänze aus Katalonien und blitzschnelle Stampftritte und Sprünge mit Fersenzusammenschlagen bei den rumänischen Caluscharii geben weitere Beispiele. Gerade die magischen Tänze der Caluscharii stehen dem Trestern recht nahe, wenn es auch dort noch freie Massenimprovisationen unter der Führung des Vataf sind¹⁷). Das immer mehr gesteigerte Stampfen und Springen erzielt einen Bewegungsrausch, durch den die Caluscharii Krankheiten zu heilen suchen. Eine Ekstase, kein Getreideaustreten. Was schließlich die über das Gesicht herabhängenden Bänder betrifft, so sind solche als Maskenersatz so verbreitet, daß man keine weitere Erklärung suchen muß. Auch das Schwingen eines Tuches muß nicht rationalistisch gedeutet werden. Den Morristänzen ist es gleichfalls eigen. Welche Erklärung immer aber wir dem Trestern geben wollen, eines ist unumstößlich: im ganzen deutschen Volksgebiet haben wir kaum einen anderen Tanz - etwa vom Schwerttanz abgesehen - der Auge und Phantasie ähnlich fesselt. Ob man ihn · aus steinzeitlichen Zuständen ableitet oder nicht, seine Wurzeln liegen jedenfalls in grauer Vorzeit, im Bereiche der "alten Religion".

¹⁶) Vgl. O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, Seite 129 f. und die dort zitierte Literatur.

¹⁷) Vgl. R. Wolfram, Altersklassen und Männerbünde in Rumänien, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1934.

Wiese und Feld in Villgraten.

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien.

II.

Das Feld.

"Acker" ist das Gebauete, ganz gleich, was darauf angebaut wird. Sechs Jahre baut man um, dann wird es "Egerte". Es bleibt liegen und wird abgemäht. "Feld" ist das ältere Gemähte. Mit Feld bezeichnet der Bergbauer aber auch seinen gesamten Grundbesitz beim Haus (ohne Wald). Gegen den Wald zu ist der Abhang oft schon so felsig, daß nur mehr spärliches Gras wächst. Das ist der "Ran". Er wird nur einmal gemäht, dann gehüetet (das Vieh weiden gelassen).

Steinmauern schützen die steilen Abhänge an gar zu jähen Stellen. Sie fallen von Zeit zu Zeit nach vorn. Der Berg schiebt nach. Sie müssen wieder aufgebaut werden, soll nicht das Erdreich nachrutschen. Unangenehm ist das, wenn es mitten im Sommer, beim gröaschten Ginöet sein muß! Und gerade um diese Zeit verursacht manchmal ein wildes Gewitter einen Erdrutsch.

Auf der Schattseitn wächst meist bis zum Talboden herunter dichter Wald.

Im Almgebiet liegen auch Grasflecke, die zu mähen sind. Die nennt der Bergbauer Wiese. Heutzutage sät schon jeder Bergbauer einige Kunschtwiesen in der Nähe des Hauses.

Die Bergbauern bauen etwas Roggen, wenig Waze (Weizen), mehr Gerschte, etwas Hafer. Erpfl, Haar (Flachs), Hanif, etwas Erbsen, Linsat und Boahn (Saubohnen), Mogn (Mohn), viel Krautrüben, ein paar Runkelrüben für Kühe und Schweine, Salat und Schnittlauch im Kräutergarten. Keinen Kohl, keinen Kohlrabi, keine Tomaten. Man sieht keine Kürbisse, Gurken, Stock- oder Stangenbohnen (diese wachsen nur "am Lande", in Sillian), keinen Hopfen, keinen Mais (auch nicht grün als Frischfutter). Die Obstzucht ist fast null, keine Zwetschken, keine Nußbäume, schon gar nicht Pfirsichbäume. Birnen- oder Aepfelbäume und Kirschbäume sind nur einige im ganzen Tal. Das Frühjahr ist zu spät daran im Hochtal.

Am 14. Juli blüht im Winkeltal noch ein Kirschbaum! "In Villgraten werden lei mir roat¹), nit die Aepfel", sagte eine Bergbäuerin.

Johannisbeeren werden nicht gesetzt, würden aber gedeihen. Es wachsen sogar einzelne wilde Johannisbeersträucher (Ribes alpinum) auf sonnigen Waldlichtungen. Obst ist für die Bergbauernkinder ein seltener, ja für viele ein ungekannter Genuß. Nur die Waldbeeren können sie klauben.

^{1) &}quot;Werden nur wir rot".

Meistens auch nicht zum Essen, sondern dem Krämer zu verkaufen. Das Liter Himbeeren um 70 Groschen. Auch Erdbeeren und Schwarzbeeren (Heidelbeeren) nimmt der Krumer (Krämer). Nur die "Melba" (Vaccinium uliginosum) kauft er nicht. Sie sehen den Schwarzbeeren ähnlich, sind aber nicht so süß. Die können die Kinder selber essen, und die bitterlichen "Rauchba" (wilde Stachelbeeren, Ribes grossularia). Der Krämer hat vor einigen Jahren den Beerensammlern gelernt, mit einem "Schwarzbeerkamp!" Beeren zu pflücken. Jetzt bedauert er diese Neuerung selber; der Beerenreichtum ist dadurch geringer geworden.

B. Weber schreibt in einem Tiroler Führer von den Bergbauern: "Nur ihre restlose Arbeitslust und die äußerste Genügsamkeit ihres Wesens schützt sie vor drückender Not".

Dumm tun.

"Der Schnee wird wach (weich), jetzt fangts gar an zschleben (tauen). Der Langes kimmt!" Aber nicht zu früh lachen. Ist der Himmel bei Nacht recht blaw und gihater (bau, heiter), sind am Morgen die Bame netta (trotzdem) voll Reif. Erst bal's wach ischt, 's Wasser rinnt alls über die Zäune, wird es Zeit zur Langesarbeit.

"I man, mir tian dumm", sagt an einem Samstage im April der Knecht zum Bauern, wie sie beide auf dem Solderstüehle sitzen und Pfeife rauchen. Er hat damit durchaus nicht sich und den Bauern kritisieren wollen, er hat nur im Dialekt der Bergbauern gesagt: "Ich mein, wir tun düngen". "Sell wohl", ist der Bauer einverstanden, "z'erscht der Wochen tian ma dumm, aft werd's z'lescht (Ende) der Wochen zum Bauen".

Die Egerte wird schon im Herbescht gedüngt, vorausgesetzt, daß der Bergbauer genug "Mischt" hat. Das ist nicht bei jedem der Fall, ist doch das Vieh im Sommer auf der Albe gewesen und der Mist dort auf die "Du'felder" gebreitet worden.

Schön viereckig muß der Misthaufen aufgebaut sein. Er steht neben dem Haus, daß er vom Stalle aus leicht zu erreichen ist. Den Mist führt man im Sommer mit der Schubkrutte, im Winter mit einem Schlitten auf den Misthaufen. Die Hennen gehen immer wieder auf ihn los. Sie scharren und suchen nach allerhand Futter. Bis die Bäuerin zum Brunnentrog eilt und ihnen einen Hafen voll Wasser nachschüttet. Dann sind sie für eine Zeit lang abgeschreckt. "I tu's it (nicht) immer wahr, wann die Hennen in den Mischt Löcher machen", sagt sie, "die legeten ihn uns ganz a". Im Sommer wird der Misthaufen mit Lärchenzweigen und Rinde bedeckt zum Schutz gegen das Austrocknen. Einen "Sechter" mit langem Stiel benützt man, um Jauche auf den Misthaufen zu gießen.

Auf die Felder oberhalb des Hauses und an der gegenüberliegenden Berglehne führt bei vielen der Aufzug den Mist. Noch während des Krieges schleppten ihn überall auch Frauen und junge Gitschen mühselig mit Körben auf dem Rücken "au'wärt". 8—14 Tage lang haben der Bergbauer und seine

1

Arbeitsleute früher Mist tragen müssen! Beim Mist- oder Erdetragen stellt man sich einen "Mischtstanda" auf. Der Korb wird leer daraufgestellt, dann eingeschöpft und kann nun leichter auf den Rücken genommen werden.

Der Knecht fährt mit dem "Mischtreißer". Den Mist legt er auf die Reiser, nimmt den "Mischtzigl" (Strick) über die Achsel und zieht. Reihenweise wird so der Mist in Häuflein auf das Feld gelegt. Diese werden dann "ungeworfen", mit der Gabel ausgebreitet. Dann muß die Dirn Mischt rührn, so lange mit dem Rechen auf- und zurückfahren, bis der Mist klein wird. Wer schneller fertig werden will, fährt mit der "Mischtegge" über das Feld. Diese Egge hat keine Zähne, sondern ist aus steifen "Mischtreiser(n)", Feichttschupp'n²) zusammengestellt. "Wie a Burschtn" geht sie über das Feld. Eine Kuih zieht die Mischtegge.

Bauen.

Der Roggen wird schon im Herbst gebaut. Er ist das einzige, was den langen Bergwinter und den vielen Schnee im Felde überdauern muß.

Bleibt es im Frühjahr gar zu lang kalt, dann geht der Bauer "Rogge bisa'n" (besäen). Er streut Asche auf den Acker, damit der Schnee leichter schmilzt.

Bauzeit ist je nach dem Wetter. Aber nie früher als Mitte April bis anfangs Mai.

"In Gotts Nam", sagt der Bergbauer, faßt den Pflug fest und zieht die erste Furich. Dann wird drauflos gefahren. Der Bergbauer kann nur der Quer nach pflügen, so daß die Erde nach abwärts stürzt. Aufwärts legt sich die Furche nicht um. Den Abhang hinauf kann er nicht pflügen, die Schar bleibt im Erdreich stecken. Nach abwärts kann er auch nicht, es ist zu stickl und die Schar greift nicht ein.

Nach dem Bauen macht er mit der Wallhaue die Ackerränder gerade.

"Hintern Haus, außern Haus baut der Bauer Ruibn, bal er ka Gemende³) hat nimmt er die Buibn."

Vor einigen Jahren sollen bei einem Bauern noch die Buibn den Pflug gezogen haben, erzählt man sich. "'s Vieche ischt ihm zu schade gewesen, außer (aus dem Stall) zu tian." So haben die Leut den Pflug gezogen. Heute ist überall das Vieh Pflugzieher.

²⁾ Verkrüppelte, dicht bezweigte Fichtenbäumchen, die keine Bäume werden. Die Kühe haben die jungen Triebe abgefressen.

³⁾ Ochsengespann.

Pferde haben nur ein paar ganz Reiche. Die andern tun Ochs oder Kuh "wehten" (aufjochen) und an die Ziehterstange spannen. Der Vorer (Vorangeher) tut das Gemende weisen.

Wenn gebaut wird, dann schaut man, ob der Bursch gerade Furchen zieht. Wenn er krumm kommt oder zu seicht ackert, daß die Furche nicht stürzt, so sagt man: "Du tusche ja Krapfen pitschn!" Dann muß er einem einen Wein zahlen. Ein Lediger, bei dem es "Krapfen gibt", wird bald heiraten. (Krapfen sind ein Hochzeitsgebäck⁴). Ist es ein Bui, der das Heiraten schon in Absicht hat, sagt man: "Du brauchsche nit heiraten, du machsche dir eh deine Krapfen selber".

Nach dem Bauen wird jede "Furich ungehaut", die großen Schollen werden mit der Haue zerschlagen. Erst nach diesem zähen Kampf mit der Gebirgserde schreitet der Bergbauer gemessenen Schrittes über den Acker und streut den "Sume" aus. Den Sakorb hat er vorn hängen, den Striegl (Tragband) aus Haar (Flachsgarn) über die Schulter und vorn über's Kreuz geschlungen. Dabei sät der Bergbauer "Palm" (Weidenkätzchen) unter das Korn oder wirft sie danach auf den Acker drauf.

Gesant (gesät) ist es. Jetzt wird geeggn. Mit der Kornegge, die freilich schon großartiger ist wie die Mistegge, aber einer richtigen Egge aus der Ebene nicht gleichkommt. Ist sie doch ebenfalls hausgemacht und hat hölzerne Zähne (Zint'n).

In den Feldern wächst der "Toan". Damit bezeichnet man etliche labiate Unkräuter, so außer dem Andorn (siehe oben) besonders den Ackerhohlzahn (Hanfnessel, Daun, Galeopsis) und den einjährigen Ziest (Stachys annua). "Alter Bui" (Junggeselle) nennt man dieses Unkraut, weil es "stupft" (sticht). Seine Wurzeln werden zum Reinigen von Geschirr und als Seiche verwendet. Beim Bauen ackert man sie mit dem Pflug aus. Auch an der Egge bleiben diese "Spilwurzn" (Spülwurzen) hängen.

Einen Tag später gebauet im Langes, kennt man beim Weizen im Herbescht oft stark auseinander. Der tut viel mit Wachsen in einem Tag und einer Nacht, bald 's Wetter fein ist. Die Sonne ist im Langes überhaupt stärker als im Herbst.

Bald man Mogn (Mohn) sat, soll man lachen, daß er gut wächst. Der Perfler Simon von der Außerwalche war sein Lebtag ein recht ernster Mensch. Eine schwere Jugend lag hinter ihm, und der Krieg. Wenn es zum Mohnbauen kam, sagte sein Weib oft zu den Hausleuten: "Was muß man denn alles reden, daß heut der Vater lacht?" Der Simon hat auch beim Mohnsäen sein ernstes

^{4) &}quot;Hochzeit in Villgraten", a. a. O., Seite 17 f.

Gesicht gemacht. Aber der Mohn ist ihnen in der Außenwalche noch immer ganz gut gewachsen.

Eine eigene Säarbeit ist das "Boahntretn". Das tun ihrer zwei oder drei. Sie verwenden dazu den "Boahntreter", einen riesigen Rechen mit Zähnen, die weit voneinander abstehen. Einer muß treten, die anderen geben die Bohnen in die Löcher.

Noch einmal schreitet der Bauer den Acker ab, herwärts und hinterwärts. Mit dem Rechen tut er "zuimachn". Ist er damit fertig, dann drückt er mit dem umgekehrten Rechen ein Kreuz in eine Ecke des Ackers. Möcht unser Herrgott ein gutes Wachstum schenken!

Der Bergbauer kann nur eines noch dazu tun: Jeder Acker wird gejätet. 4—5 Wochen nach der Aussaat ist es Zeit dafür.

Das Wetter und der Bergbauer.

Nicht nur von fleißiger, planvoller Arbeit hängt der Ertrag des Bauerngutes ab, sondern auch vom Wetter. Eine wirklich genaue Voraussage der Witterung kann gegenwärtig die Wissenschaft noch nicht bieten. Ebensowenig einen allgemein giltigen Schutz gegen ungünstiges Wetter. Auch durch die Versicherung wird ein Wetterschaden nicht ganz ersetzt. Der liebe Gott muß das richtige "Wachswetter" schicken.

Eigene Gelöbnisfeiertage sind z. B. in Innervillgraten eingeführt. Da wird in der Kirche um Verschonung von Hagel und Unwetter gebetet. Es sind meist Samstage und zwar: Ulrich im Langes, Herz-Jesu-Samstag, Portiunkula-Samstag, Johann und Paul (26. Juli), Heiligkreuz (14. September), Laurenz, Simon und Judä (im Oktober). "Es ischt halt so der Gelabe bei den Leuten, nutzen tuit's a decht nit", zweifelt eine Innervillgrater Bäuerin, während sie von einem solchen Kirchgang heimzu au'awärt (aufwärts) steigt.

Auch zu wenig Regen hat Feld und Wiese oft genui Schade getun. Ein besuchter Wallfahrtsort in solchen Wetterangelegenheiten ist Kalkstein, der letzte Ort im Villgratental, 13 Häuser groß, davon acht auch während des Winters bewohnt. Die Einzelnen gehen dorthin kirfahrtn, oder gemeindeweis "mit'n Kreuz". Darüber erzählen die Außervillgrater ein boshaftes Stücklein:

Die Innervillgrater sind einmal nach Kalkstein Regen bitten gegangen zum Gnadenbild "Maria Schnee". Darauf hat es geschniebn, zmittelst im August. Da sind die Innervillgrater wieder nach Kalkstein gegangen und haben gesagt:

> "O Maria, uns recht versteh, Wir bitten um Regen und nicht um Schnee!"

Im übrigen hat der Bauer seine verschiedenen älteren "Wetterregeln". Wie in allen Volksanschauungen steckt auch darin ein

Suchen nach den Naturkräften, ihren Auswirkungen und Ursachen. Dieses Suchen führt die Menschen bei vielen Völkern einerseits zu Irrtümern, anderseits zu brauchbaren, wertvollen Erkenntnissen. So gibt es sinnvolle und unsinnige "Wetterregeln".

Da sind einmal die vielen "Lostage" während eines Jahres. Jeder solche Tag hat seine Beziehung zum Wetter. Die Bergbauern glauben z. B., an einem Samstag ist immer schönes Wetter. Nur drei Samstage im Jahre verregnet es, nicht mehr. Der Samstag gilt nämlich als Marien-Frauentag. "Wenn es den ersten der Hundstage regnen anfängt oder wettert, na sind 40 Tage so" usw.

Die Tageszeiten sind ebenfalls zu beachten: Abendrot gut Wetterbot. Morgnreg'n und alter Weibertanz hebt (hält) nit lang.

Jeder Bergbauer schaut prüfend nach dem Wind: Das Wetter la't (laßt) sich auf die trockene Seitn, wenn der Wind 'n Wasser nachgiaht (das ist in Villgraten von Norden nach Süden). Wenn er 'n Wasser entgegengiaht (geht), werd schlecht Wetter. Schlecht ist der Reinwind⁵) vom Land herein (aus Sillian); "Da kimmt bald a Sprutz" (Regenguß). "Der Wind zoicht von Tauern her, das sell ischt a Zeichat, das Wetter bleibt guit." Der Tauernwind ist kühl. Er weht in Villgraten an schönen Sommertagen nachmittag. "Bal der Wind geht auf'm Mittag, der sell haltet gewiß hinter (hält den Regen zurück)." Wenn die Drahtseile der Aufzüge "sumpern" (summen), kommt ein windiges Wetter (besonders im Winter).

Die "Bergstabrer", leicht stäubende Bergregen, sind im Sommer das erste Anzeichen besseren Wetters nach längerer Regenzeit. Dann steigt der kalte Rein (Nebel) auf. Die Gipfel und Hochalben tragen Schnee. Jetzt wird es wieder schön Wetter.

Regenzeichen: "Bal der Regenboge grad bis in' Bach giaht, (er endet über dem Bach), regnet's morgen." Wenn die Sense gleich nach dem Wetzen wieder rostet, regnet es bald. Wenn das Eisen beim Brunnenrohr schwitzt. Jetzt "werd letzes Wetter", weil die Hennen Gras fressen. Weil der Geire (Habicht) da ist (andauernd über dem Bergbauernhof kreist) — wenn die Kühe "'s Wetter schnuf'n" (den Kopf heben und aufschnauben), kommt schlechtes Wetter. Wenn die Hennen schon untertags unter dem Solder herumstehen, also früher als sonst vom Feld heimlaufen. Wenn der "Huhne" (Hahn) nach 4 Uhr nachmittag "krahnt". Wenn die "Krot' awärtsig schutzt" (abwärts hüpft), wird grobes Wetter. Wenn im Sommer mehrere Hewedaxl (Eidechsen) daherschutzen, kommt bald schlechtes Wetter. Wenn der Rauch nit beim Kemat (Kamin) auszieht, sondern bei der Tür, kommt ein schlechtes Wetter

Wenn man im Herbst ein weißes (!) Hewedaxl (Eidechse) sieht, schneit es bald. Im Herbst die weißen Wolken am Berg sind das sichere Zeichen: jetzt kommt der Schnee.

⁵⁾ Rein = Nebel.

Grüne Kleider, das grüne Meßgewand in der Kirche (an manchen Feiertagen, z. B. zu Pfingsten) bringen Regen. Fremme Leut, Herrische, die im Tale mit farbigen Kleidern umhergehen, verursachen Hagelwetter.

Wetterläuten.

Schon am Vormittag ballen sich schwere Wolken über den Dolomiten und den Hochbergen des Winkeltales. Drückende Schwüle lastet über dem Land. Auch im Schatten ist es zitternd heiß. In den Lüften treibt heftiger Wind. Die Wolken jagen über die Bergkämme her. Einzelne Tropfen fallen.

Zeitweilig versteckt sich die Sonne. Der Bauer geht auf den Solder "Wetterschaugn". Wenn es nur kein Schauer werd!

Das erste Donnerrollen, noch von ferne. Rasch wird es finster. Und schon gießt ein Wasserstrom herab, daß die schweren Tropfen wie kleine Steine auf das Dach poltern. Ein Mann, den Hals eingezogen, springt mit großen Schritten zur Kirche. Die kleine Glocke beginnt zu läuten. Unter einer Umbrelle (Regenschirm) läuft ein zweiter, ein dritter. Das Moidele vom Mesner hinterdrein. Jedes lehnt die wuchtige Umbrelle unter dem Kirchenvordach an die Wand. Niemand wird die Schirme stehlen.

Die größere Glocke läutet dazu. Nun auch die ganz tiefe. Wetterläuten! Es soll den Menschen auf den Höfen das Zeichen geben: um Schutz vor Hagelschlag beten!

Das Läuten ist für die Menschen, deren Höfe einzeln an den Berglehnen stehen, eine Beruhigung: du bist nicht allein in dieser gefährlichen Stunde, wir unten im Dorf haben die gleiche Sorge! Das Empfinden solcher Gemeinsamkeit gibt den Menschen in den einsamen Berghöfen Kraft.

Der junge Lehrer läuft zur Kirchtür. Es fallen vereinzelte Boll (Hagel-körner). Eilig schließt man überall die Fenster. Da kommt der Pfarrer unter dem Regenschirm. Vor der Kirche sieht er prüfend gegen den Himmel, geht an die Westseite der Kirche, geht an die Ostseite, schüttelt den Kopf. Ueberall schweres graues Gewölk. Von der Westseite her heller gelblicher Schein. Die Bergbauern wissen: die "gelichten" Wolken sind ganz die gefährlichsten. Die bringen den Schauer! Der Pfarrer winkt dem Lehrer. Sie gehen in die Kirche hinein. Zwei Weiblen, die eine mit zwei kleinen Kindern, kommen von den nächsten Häusern und gehen ihnen nach. Vom Kirchturm gellt eine Weile nur die kleine Glocke: dann setzt wieder das volle Geläute ein.

Am Altar zündet das Mesner-Moidele zwei Kerzen an. Der Pfarrer wirft den weißen Chorrock über. Ein leises lateinisches Beten und Responsieren zwischen Pfarrer und Lehrer, der als Ministrant am Altar kniet. Der Lehrer hängt dem Pfarrer das schwere Seidentuch um. Der Hostienkelch mit dem weißen Seidenmäntelchen wird aus dem Tabernakel genommen. Der Pfarrer wendet sich um und gibt mit dem Kelch den Segen. Viermal geschieht das. Dazwischen liest er lateinisch den Anfang der vier Evangelien.

Schon beim Ablesen des ersten Evangeliums verstummt das Glockengeläute. Einige Hagelkörner sprutzen gegen die Kirchenfenster. Blitz und Donner folgen rasch hintereinander. Das Wetter ist über uns.

Für die Leute auf den Berghöfen ist das Aufhören des Läutens das Zeichen: jetzt halten sie in der Kirche den "Wettersegen" ab. In jedem Haus

zünden sie jetzt ein Weichfuier (Weihfeuer) an und verbrennen geweihtes Holz vom Karsamstag und einige "Palm" darin, die am Palmsonntag vom Priester geweiht worden sind. Die Kinder fürchten sich und kriechen hinter die Kittel der Mutter und der Dirn. "Die Engelen tian Krattlen (Karren) schiabn, sei lei still!" tröstet man sie. Der "Dunder" macht einen fürchterlichen "Pfatsch", die Kleinen erschrecken aufs Neue und glauben den Trost nicht. Aus Angst ist einmal ein solches Bergbauernkind während eines Gewitters stumm geworden und ist es geblieben sein Lebtag.

Bei einem heftigen Gewitter denkt man an einen bestimmten Armen und verspricht bei sich, ihm das und das zu geben, damit das Wetter "a'gewendn" wird.

Leise kommt das Mesner-Moidele aus der Sakristei in den Altarraum. Als sie sieht, daß der Pfarrer schon die Kniebeuge beim vierten Evangelium macht, verschwindet sie. Wieder beginnt das Wetterläuten und wird fortgesetzt, bis das schwere Gewölk sich gegen die Berge hinzieht und die Donnerschläge nicht mehr unmittelbar den Blitzen folgen. Dann können die Läuter ihre Arbeit beenden. Heiß ist ihnen dabei geworden, mit dem Aermel wischen sie sich den Schweiß von der Stirn. Zum Glück steht der Villgrater Kirchturm nicht an einer vom Blitz gefährdeten Stelle, denn hinter ihm steigt steil die Thurntaler Alpe auf.⁶) Lachend gehen sie hintereinander aus der Kirche und ins Gasthaus herein. Während draußen noch immer vereinzelte Blitze zucken, der Regen allmählich nachläßt, in den beiden Bergbächen statt des grünen schmutziggelbes Wasser daherrauscht, trinken sie "zur Abkühlung und Stärkung" das Viertelliter Branntwein, das ihnen der Mesner jedesmal für das Wetterläuten zahlt.

Er selbst erhält von jedem Bauern nach altem Herkommen jährlich für das Wetterläuten eine bestimmte Menge Hafer. Da er kein Pferd hat, braucht er ihn nicht selbst, sondern verkauft ihn. Meist zu einem günstigen Preis, denn der Hafer steht im ganzen Pustertale hoch im Wert.

Oft gehen die Läuter noch nicht heim, wenn das Viertelliter Schnaps ausgetrunken ist. Jeder zahlt sich selbst ein paar Glasele und es wird spät Abend, ehe sie auseinandergehen.

Manchmal folgt dem einen Gewitter in kurzer Zeit ein zweites. Wiederum beginnt das Wetterläuten, wiederum wird der Wettersegen gelesen, wiederum folgt zum Schluß das Viertelliter Schnaps.

Was ist es aber, wenn trotz Wetterläuten und Wettersegen der Schauer die Wiesen bedeckt wie frisch gefallener Schnee? Dann hat der Mesner zu spät geläutet. Läuten soll er, wenn das Gewitter noch im Anzug ist. Was soll es denn in Götts Nam nutzen, wenn die Schauerwolken schon da

⁶⁾ Aug. Winkelhofer, Pfarrer in Altenhofen, Landgericht Haag, berichtet (Der Salzach-Kreis. Salzburg 1813, Seite 209): "Am Dreifaltigkeitssonntag 1786 erschlug hier (in Kuchl bei Golling) der Blitz auf einmal fünf Personen, die Wetter läuteten". — R. v. Strele (Wetterläuten und Wetterschießen, Z. d. D. u. Oe. Alpenvereins 1898, Band 29) zählt eine Reihe schwerer Unglücksfälle auf, die sich infolge Blitzschlages während des Wetterläutens ereignet haben, u. a. auch von Farena (Gericht, Ritten, Südtirol), wo der Blitz so oft in den Kirchturm schlug, daß im Laufe der Jahre Urgroßvater, Großvater, Vater und dessen Schwager beim Wetterläuten den Tod fanden.

stehen? Oder er hat zu wenig lang mit der großen Glock'n geläutet, der Mesner. Am nächsten Sonntag nach der Messe auf dem Kirchenplatz besprechen die Bergbauern erregt die Ursache des Hagels, der ihnen die halbe Jahresarbeit vernichtete. Und weil es der Mesner nicht richtig gemacht hat, bekommt er im Herbescht dann dafür weniger Galfern Hafer. Das nächstemal stürzt darum der Mesner "wie ein spinnender Toifl" zu der Kirchturmtür, wenn es hinter der Thurntaleralpe zu grollen anfängt. Daß er ja das rechtzeitige Läuten und den Hafer nicht versäumt! Um ja nicht zu spät zu kommen, tut man sehr oft Wetterläuten bei bloßem Regen.

Ein Gewitter von den Dolomiten innewärt (taleinwärts) ist nicht so arg. Vährt (voriges Jahr) ist aber eines von Innervillgraten herausgefahren. Der Innervillgrater Mesner war krank und hat nicht läuten gekönnt. Dasselbige Mal hat es drinnen und in Außervillgraten ganz fürchterlich geschauert. Strichweise war die ganze Ernte hin. Der Außervillgrater Mesner hat nicht dafür gekönnt. Was soll der mit dem Läuten noch wehren, wenn es der Innervillgrater nicht tuit? Bald das Wetter einmal so weit ist, kann man "nicht mehr hintertreiben". Das haben die Bergbauern auch eingesehen⁷).

Alle drei Glocken sind notwendig zum Wetterläuten. Nach dem Zusammenläuten kommt noch die kleine Glocke allein nach zum Zeichen: jetzt ist Schluß mit Gefahr und Geläute. Werden aber nach der kleinen Glocke wieder alle drei Glocken zusammengeläutet, so bedeutet das: in der Kirche ist Wettersegen wegen besonders großer Gefahr. Wenn nicht genug Läuter hier sind, wird nur mit zwei Glocken geläutet. Soviel nutzen tut das natürlich nicht.

Das Villgratental gilt als das hagelreichste Tal von Osttirol. A wildes Wetter (Wolkenbruch) und a Schauer (Hagel), ein paarmal die Woche muß sie der Bergbauer manches Jahr über sich ergehen lassen. Er sagt noch am Vormittag befriedigt: "Hoier kimmt die Beint schian" (heuer wachsen die Bohnen gut), wenn er das Bohnenfeld überschaut. Nachmittag ist der Hagel da. Am nächsten Tag schon merkt er: Wo der Schauer hingeschlagen hat, werden schwarze "Glatze" (Narben) auf den Bohnenschalen. Vom Klee auf der Herpfe sind beim Gewittersturm die Schüppla geflogen, wie junge Geire (Habichte) hat das ausgesehen. So arg war der Sturm. Vom schweren Regen ist das Getreide flach zu Boden gedrückt. "Wenn der Waze (Weizen) recht niedergewittert ischt, na tuit ihm ein Reif im August weh".

⁷) Für die Wissenschaft ist Wetterläuten und Wetterschießen nach genauen experimentellen Untersuchungen schon lange als zwecklos erledigt. Vgl. J. M. Pernter, Das Ende des Wetterschießens. Meteorolog. Zeitschr., Band 24 (1907).

Die katholische Geistlichkeit bemühte sich bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts um die Abschaffung des abergläubischen Wetterläutens. In vielen Orten blieb es seither abgeschafft. Anderswo aber mußten die Geistlichen grobe Widersetzlichkeiten, Aufstände und Gewalttaten der Bauern erdulden, die glaubten, ohne Wetterläuten werden ihre Felder vernichtet. So hat sich der Brauch an manchen Orten bis in die Gegenwart erhalten. Vgl. R. v. Strele, a. a. O.

Das Gewitter kann den Bergbauern in wenigen Minuten um den Ertrag seiner Jahresmühe bringen. 1920 und 1927 waren besonders arge Hageljahre. Die Unterstützung für diejenigen, die durch den Hagel gelitten haben, wurde durch Gemeindebeschluß aufgeteilt. Aber ungerecht, meinten viele. Reiche Bauern erhielten bedeutend mehr als arme, trotzdem diese den Schaden schwerer trugen. Sogar Buschgawill (Spottgedichte) sind darüber verfaßt worden.

Buschgawill.

Am Versellerberg oben hat es geschauert recht arg. Der damalige Gemeinderat beschloß, den Geschädigten Mehl zu schicken. Mit der beschlossenen Verteilungsart waren die Bergbauern unzufrieden und eines Tages klebte am schwarzen Brett, wo sonst die Gemeindemitteilungen zu lesen sind, dieses Buschgawill (Pasquill). Es richtet sich vor allem gegen die Fraktion Unterwalden, dem Sitz des Gemeindeamtes. Abschriften davon waren am Wege zur Kirche an Herpfn und Zaunsäulen gebunden. Auch lagen sie mitten auf dem Weg; ein Stein lag darauf, damit sie der Wind nicht vertreibt. Die Häuser, in denen solche wohnen, auf die das Buschgawill gemeint ist, wurden besonders bedacht. An allen vier Hauswänden war das Buschgawill festgemacht.

Mehlverteilungsliste für die Beschauerten von Außervillgraten im Jahre 1920.

Hört, paßt auf, i will enk was sagn, was sich vor ungefähr hat zuigetragn. Im Sommer hat's geschauert a klans biBl viel, bei dem am meisten, bei anderem wohl mehr. Da hat man beschlossen, a Mehl muiß her. Und richtig hat aner Mehl verschenkt, auf alle Beschauerten hat er gidenkt. Man soll es richtig in Freuden verteilen, wie man das macht, soll der Ausschuß entscheiden. Und wie hat man es gemacht? Die, was es benötigten, hat man ausgelacht, und 's Mehl hat man denen geben, die was sinst ganz guit leben. Die haben ja die Weizenfelder und die großen Gelder. Weil der Aermste wetten will 10.000 Schein, das wird wohl nicht ein Goscher8) sein! Man hat ausgemacht, alles wird unterstützt, und grad der hat alles umgestürzt. Und sein Feind als Widersacher ist sogar ein Kamplmacher9),

⁸⁾ Ein Unzufriedener, ein Schreier.

⁹⁾ Einer, der Kämme machen kann.

und der ist immer froh und freudig, wenn andere leben müssen geschmeidig. Solche Sachen machen ist leicht, wenn man schuftig genui ist und hinter den Ohren feucht. Und a biBl Butter abitragn10), dös hat a nit geschadn. Drum braucht dös (ihr) nit stolz sein, im Villgraten beim Ausschuß zi sein. Wegen seiner Gescheitheit kommt dös nit hinein; denn große Fehler machen, das muiß immer sein, weil sie dem Vertrauen schenken. der sich läßt von Habgier lenken. Und wer einen Gemeindebeschluß verwirft, den er selbst unterschreibt, der ist gewiß kein Mann sondern ein blödes Weib. Für den soll sofort ein Ersatzmann hinein, darf aber nicht von der gleichen Bande sein. Jetzt habts ghört, liebe Leutlan, im Gesetzbuch der Gemeinde gibts halt noch falsche Seitlan.

Einige Wochen später schauerte es wieder, diesmal in Unterwalden und derartig, daß auf den Feldern nur mehr das Stroh geblieben ist. Daraufhin geben die Unterwalder über die neuerliche

Nachricht vom Berg.

Mehlverteilung, nun zu ihren Gunsten, das Buschgawill zurück:

Nachdruck gestattet.

Rekwirierungsliste für die Neubeschauerten von Außervillgraten 1920.

I will enk a was sagn:
Dös hat (ihr habt) glaubt, enk werd's Mehl nachgetragen.
Die Kommission war gekommen
und hat den Schaden aufgenommen.
Der Mehlschenk hat sich nur Euer erbarmt,
damit dös von Ausgeben nit ganz verarmt.
Hätt man es wollen in Frieden verteilen,
hätt man den Ausschuß ganz müssen meiden.
Der Ausschuß hat es wollen machen,
daß die Benötigten hätten können auslachen.
Das Mehl hätt man sollen enk geben
und wir vom Weizenstroh leben.
Wenn große Gelder hereinschleichen,
seid froh, müßt ihr wohl leichen (ausleihen).

¹⁰⁾ Um ein Ausschußmitglied zu bestechen.

Grad die am meisten schwören wollten unser Mehl verzehren. Unsere Widersacher sind Buschgawillmacher. Auch wir leben freudig und froh, wenn dös gar das Korn habt und wir lei (nur) das Stroh. Es ist nit guit, wenn man ist hinter den Ohren feucht, das habt dös probiert, gelt? Man tuit nit leicht. Das Anschmiern¹¹) habt dös a schon probiert. weil ihr's extra uns habt angeführt. In Villgraten beim Ausschuß sein ist gewiß nit fein, weil so viel Berger¹²) sind drein. Vom Ausschuß die Weisheit ist ia nit leicht. weil sie meistens unter a Hüatl einischleicht. Nicht bloß Wähler, auch Kandidaten schleichen in den Schatten. Mit der Habgier wollt ihr uns schwärzen und tragt sie selber in eurem Herzen. Wer einen Gemeindebeschluß unterschreibt. weil ihn die Falschheit der anderen freut. der ist ein ganzer Mann, der leben kann. Die Wahrheit könnt ihr gar nit vertragen, Darum wollt ihr einen Ersatzmann haben. letzt haben wir enk vom Gesetzbuch die falschen Seitlan aufgelöst, vielleicht, daß ihr das Buschgawillmachen auf a Weil verhet¹³)

vielleicht, daß ihr das Buschgawillmachen auf a Weil verhet¹³) das nächste hoffen wir a guites Jahr, singen denn nit die Brander¹⁴) gar? Jetzt haben wir den gestatteten Nachdruck hergestellt, weil ihr selber verlangt und gewöllt.

Nachdruck vom Unterwalden.

¹¹⁾ Betrügen.

¹²⁾ Von der Fraktion Versellerberg.

¹³⁾ Verhebt, bleiben lassen.

¹⁴) Brander, Branderlen = Rotschwänzchen.

Das Kegelspiel.

Von Leopold Teufelsbauer.

Eine der beliebtesten Unterhaltungen unseres Landvolkes in der wärmeren Jahreszeit ist das "Kegelscheiben". Seine Geschichte ist, wie H. Mose "Zur Geschichte des Kegelspieles" (Zeitschr. f. österr. Volkskunde XX, Seite 35-39) zeigt, sehr alt. Bereits in den Dorfordnungen von Gainfarn und St. Veit a. d. Tr. um 1580 finden wir die Bestimmung: "Ain dorfrichter mage mit der herrschaft bewilligung zum kierchtag kegelstatt auf offener gassen halten" (Winter, n.-ö. Weistümer, I, Seite 396). Scheint es nach diesen Worten, als ob das Kegelspiel nur zur Kirchtagsunterhaltung Brauch gewesen wäre, dann hat heute jedes Dorf, im Gebirge oft auch jede Häusergruppe eine "Scheistatt" (Retzergegend) oder Köglstatt auch Köglbudel (Kirchau) genannt, die meist überdeckt ist, oft aber auch ganz frei daliegt. Am äußeren Ende ist ein auf der Spitze stehendes Viereck aus Holz in die Erde eingelassen, dessen Seiten überdies durch ein Holzkreuz verbunden sind, Kegelkreuz genannt. Vom Standort der Scheiber führt nun ein Laden entweder bis zum Kreuz hinaus oder hört mit beiläufig 5 m Länge auf. Das übrige ist mit Lehm bedeckt.

Die neun Kegel, die auf die Schnittpunkte zu stehen kommen, werden verschieden benannt. Der Zuerst stehende heißt meist "der Erschte", in der Wieselburgergegend "Hahn", in der Südsteiermark "Eckkönig", der mittlere führt fast überall den Namen, Kini" oder auch der "Mitta", in St. Stefan ob Stainz "Mittakönig", der letzte den Namen "Der Hintere". Die vier nebenstehenden Kegel nennt man "Bauern" (Gresten, Velm), "Geggen" (Welsergegend), "Damen" (Kleinriedenthal, Bernhardsthal, St. Stefan ob Stainz), die außenstehenden "Bettlwaibl" (Gresten, Welsergegend), "Damen" (Velm), "Bauern" (Hollabrunn, Bernhardsthal), "Geggen" (Kleinriedenthal, Herzogenburgergegend "Windlichter". Die drei letzten heißen die "drei Hintern" (Bernhardsthal), die beiden Eckkegel mit dem letzten "Schuastastuhl" (Kirchberg a. d. Pielach), die beiden Eckkegel allein die "Eckzähn". Werden beim Scheiben die drei mittleren Kegel hinausgerissen, spricht man von einem "Bock" (Siebenhirten bei Mistelbach), werden zwei Damen getroffen, von einem "Damenstoß"; wenn alle acht mit Ausnahme des Königs fallen, heißt es ein "Kranzel" (allgemein), wenn dieser auch mitfällt ein "Brettl". Geht die Kugel, solange noch alle Kegel stehen, zwischen Eckkegel und Damen hindurch, spricht man von einem "Loch", wenn zwischen Damen und mittleren von einer "Gasse" (Welser Gegend). Meist zählt nur letztere bei der Bewertung.

Die Kugel muß beim Hinausscheiben auf dem Laden aufgelegt werden, trifft sie nur die Spitze bei dem kürzeren Laden, dann heißt sie "aufg'schpitzt" oder "g'spitzlt", wird der Laden nicht getroffen, dann nennt man sie "bloaßfüaßat" oder "woach" (Kirchberg a. d. Pielach) oder "gschölt" (Vitis i. Waldviertel), in Bernhardsthal hat man den tschechischen Ausdruck "boske". Wenn die Kugel dem Scheiber aus der Hand rollt und auf halben Weg liegenbleibt, spricht man von einem "Stier" (Welsergegend). Das Verfehlen des Ladens bezeichnet man in Kleinriedenthal auch als "lodn-

gfalt". Diese letzteren Schübe werden nicht gewertet. Trifft die Kugel eine Wand, ist sie also "gwandelt", so zählt der Schub ebenfalls nicht.

Die gebräuchlichsten Formen des Kegelspieles sind:

- 1. Das Schnurscheiben. Dabei stehen nur die ersten drei. Fallen alle drei, spricht man von einem "Brettl". In der Zählung werden der erste gewöhnlich mit drei, das Loch mit zwei und die beiden anderen mit je einem Punkt gewertet.
- 2. Das Lawanett, auch Loawerlscheiben genannt. Es stehen alle neun. Jeder hat drei Schübe, wobei nach jedem Schub die gefallenen Kegel wieder aufgesetzt werden. Die Zählung erfolgt für jeden Scheiber getrennt.
 - 3. Das Partiescheiben. Es werden zwei gleich gute Scheiber gewählt, die sich nun abwechselnd ihre Helfer auswählen. Die Partie wird entweder als Gemeinschaftspartie gespielt oder als Faustpartie. Jeder Scheiber hat drei Schübe, wobei vor Schluß einer Partie kein Kegel aufgestellt werden darf. Bei der Gemeinschaftspartie beginnt ein Scheiber mit dem Schub "ins Volle". Nun ist solange weiter zu scheiben bis "ogramt" ist, d. h., alle Kegel gefallen sind. Sind noch scheiber ausständig, beginnen diese wieder vom Vollem. Jede Partie trachtet so oft als möglich "übers Brettl" zu kommen, alle 9 zu scheiben. Die Gegenpartie hat die Kegelzahl zu erlangen, "das Spiel einzustellen", sonst hat die unterliegende Partie nach dreimaligem Wechsel für jeden fehlenden Kegel gewöhnlich 1 Groschen zu zahlen.
 - 4. Bei der Faustpartie spielt jeder Scheiber für seine Rechnung (auf eigene Faust). Es werden daher immer nach drei Schüben die Kegel aufgestellt und die Summe bei der Schlußabrechnung verrechnet.
 - 5. Die Fischelpartie (Kirchberg a. d. P.). Jeder scheibt für sich, wobei der Kegel gewöhnlich mit einem Groschen berechnet wird. Zuerst kommen drei Schübe ins Volle, wobei nach jedem Schub aufgesetzt wird. Nun folgen Einzelschübe, zuerst auf die Diagonale nach rechts, jeder Kegel zählt 5 Punkte, dann die Diagonale nach links, dann die drei mittleren, dann der erste allein, wobei zwei Kegel auf den Laden gestellt werden, zwischen denen die Kugel hindurchgehen muß. Wird der erste getroffen, dann zählt er 15, Dann kommen nochmals drei Schübe ins Volle. Der erste gilt 5, König und Letzter je drei, die Damen je zwei, die Eckkegel 1.

Eine andere Form findet sich in Gresten. Hier sind zuerst drei Schübe ins Volle, wobei der erste immer zwei gilt, bei den Einzelschüben wird zuerst die linke hintere Dame allein aufgestellt, dann die rechte hintere Dame, die jedesmal mit 6 gezählt werden, dann kommen die drei mittleren, von denen einer 5 gilt, dann der vordere mit den beiden Eckkegeln, die auch je mit 5 bewertet werden, dann wieder drei Schübe ins Volle.

- 6. Die Kriegspartie. (Bernhardtsthal) läßt auch die Schübe von der Wand gelten.
- 7. Das Loamscheiben Lehmscheiben (Oberes Mühlviertel). Hier darf die Kugel nicht den Laden berühren und muß doch den ersten treffen.

Bei den Kegeln waltet der Aufsetzer oder Kegelbua seines Amtes, dessen Aufgabe es ist, die "Toten" (gefallene Kegel) aus dem Weg zu räumen, die Kugel hineinzuscheiben und die Kegel wieder aufzusetzen. Nach jeder Partie, sowie für jedes Kranzl, bei dem er einen Juchatzer ausstößt, erhält er seinen Lohn, den er mit dem lauten Ruf "a Fünferl" oder "an Juchazer Kreutzer" einfordert.

Eine Schrecklarve aus Kärnten.

Von A. V. Issatschenko.

Eine Entgegnung von Dr. Georg Graber.

Herr A. V. Issatschenko hat auf einer Keische in Globasnitz, die an der Straße gegen den Hemmaberg steht, eine angebliche Schrecklarve gefunden. Er beschreibt sie im 6. (Schluß-) Heft 1935 dieser Zeitschreift genau und leitet aus ihrem Vorhandensein allerhand unhaltbare Schlüsse ab. Festzustellen ist zunächst, daß der slowenische Hausname nicht Legar, sondern Logar (zu log, "Hain, niederer Wald") lautet. Ferner geht aus der Entstehungsgeschichte dieses Holzkopfes, der gar keine Larve ist, hervor, daß alle Betrachtungen des Verfassers über die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge des Fundes in nichts zusammenfallen. Denn der besagte "Kopf" wurde um das Jahr 1880 vom damaligen Besitzer der Keische, Valentin Logar, aus bloßer Langeweile und zum eigenen Zeitvertreib geschnitzt. Als er das Kunstwerk zustande gebracht hatte, nagelte er es teils spaßhalber, teils um seine Kunstfertigkeit zu zeigen, über die Eingangstür seiner Keische. Alle Vermutungen über die magische Bedeutung des Schnitzwerkes zur Abwehr von Tierseuchen u. dgl. sind damit als erledigt zu betrachten. Aber noch aus einem anderen Grunde. In der ganzen Gegend gibt es keine geschnitzten Holzköpfe zu ähnlichen Zwecken. Die Mittel, Krankheit und Viehsterben zu bannen, sind ganz andere und bestehen in der Verehrung gewisser Heiliger und in Wallfahrten nach bestimmten Orten. Muß doch Issatschenko selbst zugeben, daß weder in den deutschsprachigen Alpen noch bei den Südslawen geschnitzte Holzköpfe zu Abwehrzauber verwendet werden.

Was das Vorhandensein keltischer Kulturelemente auf Kärntner Boden anlangt, so ist hier nicht der Platz, Herrn Issatschenko darüber aufzuklären. Es geht aber durchaus nicht an, die eisernen Opfertiere mit den Frögger Bleifiguren in irgend einen Zusammenhang zu bringen.

Mit vorschnell gefaßten Meinungen, noch dazu an der Hand eines untauglichen Sachstückes, kann der Volkskunde nicht gedient werden.

Literatur der Volkskunde.

Steirisches Trachtenbuch von Konrad Mautner und Viktor Geramb. Zweiter Band, erste Lieferung. Ausseer Landl und Ennstal, mit 46, darunter 8 farbigen Bildern von Univ.-Prof. Dr. Viktor Geramb. 1835. Verlag Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

Der mit der vorliegenden Lieferung beginnende zweite Teil dieses prächtigen Trachtenwerks wird gewiß einen noch größeren Leserkreis finden und einen lebhafteren Anteil erwecken, als der erste rein geschichtlich eingestellte Teil. Es ist die Zeit von 1780—1850, also die Blütezeit der Volkstrachten. die nun zur Darstellung gelangt. Im ersten Hauptstück des zweiten beginnenden Bandes werden trachtenkundliche Darstellungen der einzelnen Landesteile geboten werden, und so ist in vorliegender erster Lieferung eine überaus ansprechende auf reichstem Quellenmaterial fußende Schilderung der Volkstracht des steirischen Salzkammergutes und des Ennstales als eines Kerngebietes steirischen Volkslebens dargeboten. Das trachtenkundliche Wirken Erzherzog Johanns, der, wie der steirischen Volkskultur überhaupt so im Besonderen durch Beschaffung authentischen Bildermaterials der steirischen Trachtenkunde die liebevollste Obsorge widmete, tritt dabei in volles Licht. Auf zahlreichen eingehenden Aufzeichnungen Konrad Mautners und von ihm beschaftten Bildermaterial fußend, hat Prof. Viktor Geramb mit gewohnter Sachkunde und Quellenkenntnis sich an die Ausarbeitung des zweiten Bandes gemacht und wir sehen den weiteren Lieferungen derselben mit besonderem Interesse entgegen.

Prof. Michael Haberlandt.

Volkskunst in Salzburg. Mit Benützung des Nachlasses von Sebastian Greiderer, bearbeitet von Karl Fiala und Karl O. Wagner. Im Selbstverlag des Vereines für Heimatpflege im Lande Salzburg. 30 Seiten und 164 Bilder.

Sebastian Greiderer, der verdiente Salzburger Schulmann und Künstler hat sich in seiner Lebens- und Schaffenszeit mit ganz besonderer Liebe und beharrlichem Fleiß mit den Schöpfungen der Salzburger Volkskunst befaßt. Namentlich die volkskünstlerischen Formen, die am Salzburger Gebirgshaus in so eindrucksvoller Fülle zutage treten, haben ihn gefesselt, die er in seinem Werk über "Haus und Hof im Salzburgischen" dargestellt hat. Ebenso haben ihn aber auch die vielfältigen andersartigen Aeußerungen der Salzburger Volkskunst zur Wiedergabe in Handzeichnungen, farbigen Nachbildungen und Lichtbildern angeregt — besonders hervorzuheben die geschichtlichen Salzburger Trachten auf den Votivtafeln der Kirchen - und so hat sich in seinem Besitz und Nachlaß eine reiches volkskünstlerisches Material angesammelt, zu dessen Bearbeitung in abgerundeter Darstellung er selbst zu seinen Lebenszeiten nicht gelangt ist. Seit Greiderers Tod, 1928, ruhte dies wertvolle Sammelgut in den Händen seiner Freunde Karl Fiala und Karl O. Wagner, die nun Greiderers Lebensarbeit der Oeffentlichkeit übergeben, dessen Sichtung, Neuordnung und Ergänzung ihnen als dankbare Aufgabe oblag. Von der arteigenen bäuerlichen Volkskunst in Salzburg und der hochentwickelten Wohnkultur des Landes erhalten wir nun hier ein liebevoll gezeichnetes Bild, wie nicht minder von der allgemeinen volkshaften Kunstfertigkeit und der volkstümlichen Handwerkerkunst im Lande und wir müssen es den Herausgebern zu Dank wissen, daß sie sich bei ihrer Arbeit am einführenden Text wie in der Bilderauswahl von den jetzt in Geltung stehenden grundsätzlichen Ansichten über Volkskunst leiten ließen. Die große Zahl der den Bilderteil des Werkes füllenden Bilder — spiegelt den volkskünstlerischen Reichtum der Salzburgischen Volksart auf das Erfreulichste wieder. Es ist unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen. Es ist kaum irgend eine Aeußerung

des volkskünstlerischen Triebs der Salzburger außer Acht gelassen, und sowohl die Männer- wie die Weiberarbeit, das bäuerliche Zierwesen, wie die volkstümlich schaffende Handwerkerkunst finden sich in allen ihren ansprechenden Erzeugnissen durch vortreffliche, zum Teil farbige Abbildungen vorgeführt. Den beiden Herausgebern, wie den Leitungen der beiden Vereine, die das Zustandekommen dieses Werkes ermöglicht haben, der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, die für den Textteil, dem Vereine für Heimatpflege im Lande Salzburg, der für den Bildteil die Mittel bereitgestellt hat, sowie endlich allen im Nachwort des Werkes angeführten Förderern des Werkes gebührt unser aller aufrichtiger Dank. Daß die Lebensarbeit eines unserer eifrigsten Volkskunstfreunde und Kenner so schön zu Ehren gebracht und der Heimat zu Nutz und Frommen ans Licht gestellt worden ist, darf nicht nur jeden Salzburger, sondern jeden Oesterreicher mit Befriedigung erfüllen.

Georg Graber: Sagen und Märchen aus Kärnten. XVI + 443 Seiten, Graz, Leykam, 1935. S 8.—.

Der vorliegende stattliche Band stellt den zweiten zu der Graberschen Kärntner Sagensammlung vor, deren erster 1927 in vierter Auflage erscheinen konnte, eine eben so seltene wie anderseits erfreuliche Tatsache. Dieser zweite Band mit den nahezu fünfhundert Volkserzählungen erscheint vielleicht noch etwas lebensnäher als der erste. Die immer fortlebende Sage reicht hier bis zur Gegenwart, wie gleich die erste Geschichte zeigt, deren Hintergrund der Weltkrieg ist. Die Erzählungen sind stofflich angeordnet nach den Gruppen Tod und Seelen, Hexen und Zauberer, Zauberei, Venediger Mandeln, geheimnisvolle Tiere, geheimnisvolle Bäume, heilige Zeiten und Bräuche, Schätze und Schatzgeister, Wilde Jagd und Perchten, Almgeister, Riesen, Zwerge und Berggeister, Kobolde, Salige und Weiße Frauen, Wassergeister, Natursagen, große Frevel und ihre Strafe, Lügenmärchen, Legenden, Kirchengründungssagen, Geschichts- und Ortssagen, Teufelssagen. Den Abschluß bilden siebzehn Märchen. Neben Varianten bekannter Motive fallen ganz neue Züge von offenbarer lokaler Prägung auf, wie die Räubersagen, welche stets eine eigenartige Frauenmißhandlung mitberichten, Volksheiligenlegenden, welche deutlich zeigen, daß der heilige Mann in der Niklai auch in Kärnten nicht der einzige Kristallisationskern für derartige Motive war. Leider entbehrt das Buch aller neueren Hilfsmittel; Quellen werden nur summarisch andie Volksechtheit der Erzählung läßt sich nicht nachprüfen: woher stammen z. B. im Dreibrüdermärchen (Seite 413 ff.) die Namen Reinhold, Siegmar und Hartlieb? Die Erzähler sind nicht genannt. Diese Ausstellungen können gewiß nicht den Wert des Werkes schmälern, doch sollen sie anregen, endlich die selbstverständlichen Forderungen auch bei uns zu Leopold Schmidt. erfüllen.

Volk und Volkstum. Jahrbuchfür Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Georg Schreiber, München, Kösel und Pustet, 1936. 312 Seiten mit XVI Bildtafeln.

Der vorliegende stattliche Band stellt ein Jahrbuch für religiöse Volkskunde vor. Sämtliche Aufsätze bis auf die Miszellen sind kirchlichem Brauchtum und der Volksreligiosität gewidmet; einleitend umreißt Th. Grentrup

mit vortrefflicher erkenntniskritischer Klarheit den Begriff Volkstum nach Gebrauch und Geltung. Aus der Fülle inhaltsreicher Arbeiten seien nur die wesentlichsten hervorgehoben. G. Schreiber tut mit ausgebreiteter Quellenkunde seinen geistlichen Mitarbeitern ein weites Arbeitsfeld auf, das Normenhaftes und Bildgestaltung wie auch das kirchlich gebundene Gemeinschaftswesen und seine Geistigkeit in gegenständlichem Ausdruck und in geschichtlicher Gestaltung im deutschen Lebensraum umfaßt. I. Klapper fußt auf solcher Sachkunde mit einer Darstellung insbesonders vorchristlicher Züge, des Volksgebetes, des Heiligenkalenders und Heiligenkultes wie der kirchlichen Bräuche im Volksleben des gesamtschlesischen Raumes, A. L. Veit (Freiburg) geht Antik-Sakralem Brauchtum (nächtlichen Begehungen und Tänzen, Hexenglauben und Tagewahl) im merowingischen Gallien nach. Hierbei wäre freilich "antik" auch für diesen Raum kulturgeographisch einer weiteren Aufgliederung zu unterziehen und auch die Frage der Interpretatio Romana sowohl im Verwandlungsglauben wie Anrufungen und der Tagewählerei zu berücksichtigen. Unter Einbeziehung des nur flüchtig abgetanen Germanien ergibt sich für Festlichkeit und Feierlichkeit vorchristlichen Brauchtums doch wohl ein positiveres Bild als es die aufklärerischen Predigten und Bußordnungen jener Tage zeichnen mochten. Für die Tagewahl belegt dies der Atlas der Deutschen Volkskunde bereits in überzeugender Art aus dem heute noch überlebenden Volksbrauch.

Eingehen auf die germanische Religionsgeschichte wäre auch für die gleichgerichtete Untersuchung Fr. Buchners über Missionstaufe und Taufbrunnen in deutschen Gebieten erforderlich, um die verdienstliche Kritik an verallgemeinernden Vorstellungen von vorchristlicher Quellenverehrung inhaltlich wie topologisch auf das richtige Maß abzustimmen. (Ueber Votivgaben in der bronzezeitlichen Brunnenfassung von St. Moritz im Engadin vergl. H. Obermaier: Der Mensch aller Zeiten I, Seite 56 f.). Für das Verständnis von Einkleidungshandlungen belangreich und auch trachtengeschichtlich wichtig sind F. Doelles Darlegungen über Brauchtum des Dritten Ordens in Deutschland. J. M. Ritz umschreibt das Gebiet der religiösen Volkskunst und macht wertvolle Einzelangaben über Wallfahrtsandenken und Weihegaben (Eisenvotive); in sauberer Kleinarbeit kennzeichnet Fr. Zoepf das Bildmotiv des schlafenden Jesukindes mit Totenkopf und Leidenswerkzeugen als gesunkenes Kulturgut, J. Quasten behandelt Wallfahrtsorte in Westfalen und am Niederrhein, die dem Hl. Viktor, Hl. Machatus und dem Hl. Kreuz gewidmet sind, in geschichtlichem und kulturgeographischem Abriß, G. Rückert desgleichen alte kirchliche Opfergebräuche im westlichen bayrischen Voralpenland. J. Demleitner bekräftigt seine Ausführungen über Volkskunde und Familienkunde mit gewählten Beispielen für Familienbegabung und Künstlerschaft aus dem Gebiet des ehemaligen Klosters Benediktbeuern und die religionspädagogische Bedeutung der Volkstumskunde hat in A. Stonner einen ebenso volkskundigen wie volksbildnerisch hochsinnigen Fürsprecher. Wäre dem Referenten dies, alle Fragen der Volksreligiosität von kirchlich-katholischer Seite aufhellende Werk früher zur Hand gekommen, hätte es in seinem kürzlich erschienenen Grundriß der deutschen Volkskunde unter den Quellenschriften nicht fehlen dürfen.

O. Lauffer: Der Weihnachtsbaum im Glauben und Brauch. (Hort deutscher Volkskunde I) Berlin, W. de Gruyter, 1934. 54 Seiten, 8 Abbildungen.

In klarer und folgerichtiger Ueberlegung faßt Lauffer alle ältere Nachrichten zusammen, die für und wider den Brauch des Schmückens eines Baumes um die Weihnachtszeit zeugen. Die bereits im 16. Jahrhundert ausgesprochenen Verbote des Abschneidens von "Weihnachts-Maien", denen sich noch manch andere Maien im Jahres- und Hochzeitsbrauch anreihen lassen, führen darauf, die Zweig- und Buschenform als ältestes und zugleich einfachstes Weihnachtsgrün anzusprechen, Ihm gesellt sich das Weihnachtslicht, wobei landschaftlich recht vielgestaltige Vorläufer dem lichtergeschmückten Baum voranstehen. Für Wien wären die Ausführungen von Blümml-Gugitz über das Weihnachtsfest im alten Wien (Nikolausbescherung mit Lichterbaum 1782 belegt) anzufügen, Inwieweit die Gleichung Hochzeitsbaum, Paradiesesbaum — Weihnachtsbaum — erstere im slawischen Osten anscheinend alt und weltanschaulich bedeutsam verwurzelt, nicht doch zur Ueberbrückung der dunklen Jahrhunderte des Mittelalters beiträgt, um Lichterbäume des früheren Mittelalters als Vorläufer der späteren volkstümlichen Gestaltungen zu erweisen, wird nicht erörtert. Aber im Stift Klosterneuburg bei Wien steht ein solcher gegenüber dem Verduner Altar, gewaltig aus Bronze gegossen und wohl noch aus dem 11. Jahrhundert stammend. Er harrt der Bearbeitung durch einen Forscher, der Volks- und Altertumskunde daran ein Stück weiter fördern könnte. A. Haberlandt.

Eva von Königslöw: Das religiöse Motiv als gestaltende Kraft der deutschen Volkssage der Gegenwart (= Deutsche Forschungen, Band 29), Frankfurt, Moritz Diesterweg, 1935. 128 Seiten, RM 3.—.

Mit vielen Beispielen belegt, wird hier der religiöse Gehalt der Sage herauszuheben versucht. In die drei Hauptabschnitte: Natur und Umwelt, Todeserfahrung, Verkörperungen der übermenschlichen Macht, werden die verschiedenen einschlägigen Motive verteilt und schließlich ein "Versuch einer religionsgeschichtlichen Interpretation" gegeben, der zu den Hauptproblemen, der Schuld und der Erlösung, wie sie sich in der Sage ausdrücken sollen, Stellung nimmt. So begreiflich derartige Versuche des Loskommens von der Motivforschung sind, so wenig scheint doch bisher erreicht, da der Ausgang von zufällig erhaltenen Gegenwartsfassungen knapp zur Charakterisierung der Erzählart auslangt, nie jedoch zur Erkenntnis moralischer und religiöser Phänomene. Sagen sind in erster Linie überkommene Erzählungen und Schlüsse auf die in ihnen vorliegende ethische Haltung scheinen bisher stets verfehlt worden zu sein. Diese Arbeitsmethode ist vom literarhistorischen Gebiet genommen und dort für Einzelinterpretationen vielleicht fruchtbar. Volkskundlich ist sie nicht, schon da sie Endergebnisse bieten zu können glaubt, wo die Volkskunde erst Vorarbeiten unternimmt. Leopold Schmidt.

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv. I. Bd. Deutsche Volkslieder, Balladen. Unter Mithilfe von H. Schewe und E. Seemann gemeinsam mit W. Heiske und

F. Quellmalz, herausgegeben von John Meier. 1. Teil. XLIV + 124 Seiten. Berlin, Walter de Gruyter 1935. RM 7.50.

Mit dem nunmehr vorliegenden zweiten Halbband wird der erste Teil des Balladenbandes (siehe oben, Bd. XL, Seite 92 f.) abgeschlossen, Dieser Halbband bringt das endgültige Titelblatt mit dem leider zu umständlich und unhandlich ausgefallenen Titel, Einleitung, Literatur- und Abkürzungsverzeichnis, und als eigentlichen Inhalt zwölf Balladen, womit dieser erste Teil 31 umfaßt. Bei dem mächtigen Umfang bezeugt schon diese Tatsache allein die ungeheure Gewissenhaftigkeit, mit der hier zu Werke gegangen wird. Der Band bringt die berühmtesten und langlebigsten Balladen, wie 20: Königskinder, 21: Herr von Falkenstein, .24: Schloß in Oesterreich, 30: Frau von Weissenburg. Von den österreichischen Volksliedarchiven haben vor allem Niederösterreich, weiters aber auch Burgenland und Steiermark ihr Material zur Verfügung gestellt, sodaß doch ein Teil des reichen österreichischen Volksliedschatzes schon mitverwertet werden konnte. Auch das Auslanddeutschtum ist wohl vertreten, besonders durch Privatsammlungen wie die von Karl Horak für die Gottschee und die von Anna Loschdorfer für die Deutschen in Ungarn, Dem wichtigen Werk ist unter Beibehaltung der höchst anerkennenswerten Gründlichkeit ein guter Fortgang wohl zu wünschen, rascher Fortschritt und baldige Vollendung.

Leopold Schmidt.

H. Hahne u. H. J. Niehoff: Deutsche Bräuche im Jahreslauf. 254 Tafeln mit 24 Seiten Text. Landesanstalt für Volkheitskunde. Halle (Saale) 1935.

Das in langjähriger Sammelarbeit vorbereitete Bilderwerk ist bisher einzig in seiner Art und bietet einen überraschenden Einblick in eine Vielfalt von Bräuchen in Stadt und Land namentlich Mitteldeutschlands. Vertreten sind unter anderem Masken und Szenen vom Lichtmeßbrauch in Spergau (Kr. Merseburg) mit seinen Vogelgestalten, dem Erbsenbär, Schwarzmachern und Pritschern und vom Lätarefest, wo in Eisenach die Laub- und Strohverhüllung von Sommer und Winter bemerkenswerte Altartigkeit zeigen; ferner sind das Imster Schemenlaufen und die Rottweiler Fastnacht, die Fronleichnamsprozession in Hallstatt ansehnlich dargeboten. Dazu kommen Pfingstmaien und allerhand Ritt- und Laufspiele, der Drachenstich in Fürth, Quellenschmückung und Eierbaum, Umzüge der Jugend am Johannistag, Wilder Mann-Spiel und Räuberfest als sommerliche Veranstaltungen. Der Text sucht mit starker Einfühlung dem weltanschaulichen Gehalt dieser alten Gestaltungen deutschen Volksglaubens gerecht zu werden.

A. Haberlandt.

O. Höfler: Kultische Geheimbünde der Germanen. I. Bd. Frankfurt a. M. bei M. Diesterweg, 1934. 357 Seiten.

Mit erlebnisstarker Einfühlung verfolgt Höfler den Gedanken, daß die Volksüberlieferungen und Sagenberichte vom Wütenden Heer oder vom Wilden Jäger und seinem Gefolge aus dem Treiben und Verwandlungsglauben der altgermanischen Kriegerverbände und der neueren kultischen Burschenbünde Wesen und Gehalt gewonnen haben. Ein näheres Eingehen auf die Orts- und Zeitumstände, wie sie in diesen Berichten überliefert sind, tut ihre

Verknüpfung mit kultisch bedeutsamen Abschnitten im Jahreslauf, den Zwölften und der Fastnachtszeit, dar; auch treten sie örtlich vorzugsweise dort auf, wo Nachrichten vom Werwolfstreiben und spukhafter Vermummung der Burschenschaften auf dem Lande vorliegen. Der Wert der Arbeit liegt darin, daß diese Entsprechungen Zug um Zug durchgemustert werden. Warner, der "getreue Ekkehard", "Perchten"-Larven, wilde Männer und Schimmelreiter, Schellen, Peitschenknallen und Musik, nächtlicher Fackellauf und Scheibenschlagen, Biertrunk und Schmausereien samt allem Schabernak dieses Burschentreibens haben zweifellos ihre Spiegelung in den überlieferten Sagen gefunden und es ist ein rühmliches Verdienst des Verfassers, hiebei auch die Brücken zum Volks-Schauspiel und zum erzählenden Schrifttum vergangener Tage geschlagen zu haben. Die Literaturwissenschaft findet hier ein weites Feld zu kritischer Sichtung romanhaften Erzählgutes. Freilich führt mancher Jahrsbrauch wie auch der Bericht von Opferschmäusen und anderem wohl über das Treiben der Burschenbünde hinaus-und es besteht in der von eifervoller Entdeckerfreude beschwingten Leistung Höflers zweifelsohne ein gewisser Synkretismus, der Motive des Saggutes bisweilen in allzugroße Nähe des geschichtlich geübten Volksbrauchs stellt und das Eigenleben des Saggutes demgegenüber etwas vernachlässigt. Schließlich entspricht dem wütenden Heer auch ein Kinder- und Seelenzug der Perchta oder Frau Holle ohne den Hintergrund eines Kultbrauchs und der über den Himmel donnernde feurige Wagen etwa muß mit dem gleichartigen Vorstellungen vom Himmelswagen des Propheten Elias in Südosteuropa u. dgl. zunächst zu einem Mythenkreis versammelt werden, bevor man ihn auf Erlebnisgrundlagen zurückbeziehen mag. Ausweitung auf den indogermanischen und alteuropäischen Gesichtskreis im Sinne der bahnbrechenden Arbeit O. Almgrens tut der germanistischen Forschung überhaupt grundsätzlich not. Kritisch ist in diesem Sinn zu vermerken, daß weder L. Weiser noch Höfler auf die bereits 1906 erschienene Arbeit L. Wenigers über das Geisterheer der Phoker, die ihrerseits die Grunglage zu solcher Betrachtungsweise legte, nicht weiter eingegangen sind. Nach dem Norden hin rundet Höfler die Darstellung durch Einbeziehung des Sagenkreises von den Einherjern, der Wölsungasaga und der Vorstellungen vom germanischen Totenreich ab. Für Odins Gestalt stellt Höfler erkenntniskritisch die Erfassung der vornehmlich kultischen Struktur seines Erscheinungsbildes gegenüber dem anthropomorphen Bild einer dichterisch umschriebenen Persönlichkeit gewiß mit Recht in den Vordergrund, Gelingt es dem 2. Band, aus solchem Grundstoff stammesgeschichtlich und kulturgeographisch klar umschriebene Erkenntnis von der altgermanischen Kultüberlieferung und Weltanschauung zu gewinnen, so erscheint damit in der Tat ein neuer Abschnitt altgermanischer Religionswissenschaft erreicht, der seine Bedeutung auch für das volkhafte Gemeinschaftsleben der Gegenwart besitzt. A. Haberlandt.

Romuald Pramberger: Märchen aus Steiermark. 64 Seiten. Verlag der Benediktinerabtei Seckau, Obersteiermark. 1935. S. 1—.

Endlich legt der hochverdiente steirische Volksforscher einen Teil seines Sammelgutes, aus dem bisher nur Kostproben veröffentlicht waren — in den Zaunertschen Märchen aus dem Donaulande — vor und erfüllt so

einen wahren Wunsch aller beteiligten Kreise. Es sind nur zehn, zum Teil sehr umfangreiche, ganz volksmäßig erzählte Märchen, die nur aus der Mundart übertragen, sonst aber durchaus nicht verändert scheinen. Die Erzähler werden genannt und einige Worterklärungen gegeben. Es ist dringend zu hoffen, daß die Veröffentlichung fortgesetzt wird und nach den Märchen R. Pramberger auch seine Sagen und Schwänke herausgibt. Ortsverzeichnisse und ein ausführlicheres Eingehen auf die Erzähler wäre dann wünschenswert. Leopold Schmidt.

Hanns Koren: Volksbrauch im Kirchenjahr. Anton Pustet, Salzburg, 1934. 205 Seiten, 15 Lichtbilder. S 6.—.

Dem Untertitel nach will dieses Werk ein Handbuch sein, keine wissenschaftliche Arbeit, aber eine volkstumpflegerische auf wissenschaftlicher Grundlage. Von der Grundeinsteilung an zeigt sich das Werk im Aufbau wie in der Gedanklichkeit stark Geramb verpflichtet und seinem Stoffe warmherzig zugetan. Im wesentlichen werden jene Bräuche geschildert und kurz erläutert, welche vom Volk in die kirchliche Bindung hineingewachsen sind, teilweise auch die rein kirchlich angeregten. Vollständigkeit ist nicht erstrebt und, auch nur für Oesterreich, nicht erreicht. Der gewandte sprachliche Vortrag hat manche Dunkelheiten im Gefolge, so wenn Seite 54 von einer "immer mehr an der Oberfläche zerplatzenden Sentimentalität" gesprochen wird. Die Meinung geht jedoch stets tapfer gegen Unechtheiten, Stillosigkeiten in der Brauchtumspflege; nicht umsonst sind auch die 10 Geramb-Gebote über Sonnwendfeiern wieder abgedruckt. Sachlich fehlt nicht nur manches, sondern ist einiges auch unklar oder unrichtig. So haben "Oechslein und Esel" des Weihnachtsglaubens (Seite 58) nichts mit dem evangelischen Bericht zu tun, der sie gar nicht kennt: die Ueberlieferung ist apokryph. Von einem Umfahren der Aecker im Nerthuskult, das Seite 130 herangezogen wird, ist bei Tacitus keine Rede. Die Textbilder von Ernst Dombrowsky tragen zum Inhalt nichts förderliches bei und stehen manchmal, so das Bild des Hl. Bartholomäus (Seite 169), knapp an der Grenze des ungewollt komischen. Sehr gut aufgenommen und ausgewählt sind dagegen die Lichtbilder, deren letztes den Tamsweger Samson zeigt, der im Buche gar nicht erwähnt ist. Trotz dieser Ausstellungen bleibt dem Werk sicher ein volksbildnerischer Wert, der hier nicht verkannt werden soll.

Leopold Schmidt.

G. F. Kübart und F. Th. Bischof: Wallfahrer-Handbuch Oesterreichs. Wien, Selbstverlag: VII., Kaiserstraße 65. 328 Seiten. 1933. S 4.80.

Neben Hoppes großem Wallfahrtswerk hat diese schlichte Aufzählung ihren eigenen Wert, da sie manche bisher volkskundlich nicht ausgewertete Wallfahrt bringt, Geschichte und Legende kurz beisetzt, neben den wallfahrtspraktischen Auskünften. Innerhalb der Diözesenordnung sind die einzelnen Orte nach ihrer Bedeutung verzeichnet.

Leopold Schmidt.

Eilert Pastor: Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen. 454 Seiten, 56 Abbildungen. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin, 1934.

Sechstausend Sprüche umfassend bedeutet dieses Buch die größte Sammlung ihrer Art. Die Sprüche sind übersichtlich, in allgemeine und zeitgebundene Wettersprüche und allgemeine und zeitgebundene Bauernsprüche gegliedert. Der umfängliche erste Teil des Buches bringt eine Würdigung der Spruchweisheit, welche mit viel Liebe zum Stoff gearbeitet ist, leider aber an manchen Mängeln krankt und richtiges, halbrichtiges und unbeweisbares nebeneinander bringt. Alter und Verbreitung der Sprüche werden mit weitgehender Ablehnung kirchlicher Einflüsse dargestellt, für viele Sprüche ein äußerst hohes Alter, für eigentlich alle germanische Entstehung angesetzt. Bei den Gedanken über die Gestaltung der Sprüche hebt Pastor richtig Stabreim und Endreim heraus, doch nimmt er die Stabreimung als Alterskriterium statt als stark weiterlebendes Volksformmittel und kommt so zu unbeweisbaren Zeitansetzungen. Manche Deutungen gehen völlig in die Irre: "Daß Rotkäppchen vom Wolf gefressen wird, ist Kinderwissen; daß die rote Kappe im Wolfsbauche die kimmrote Sonne in den Zwölften ist, das ist Wissen um die Entstehung, um den Ursinn der Märchen". (Seite 55.) Aehnlich geht es leider öfter, besonders auf etymologischem Gebiet, wobei selbstverständlich die "Rückständigkeit der heutigen Wortforschung" (Seite 104) ins Treffen geführt wird. Deutungen, wie hundert von Hund (Seite 80), der Seeschlange (Seite 81), der hl. Walpurgis (Seite 86) gehören in dieselbe Geistesrichtung wie die bündige Erklärung "Hinter den Heiligen stehen die Götter, hinter den Göttern aber die Sterne" (Seite 88). Den Wetterregeln wird man wohl noch ernstere Bemühung schenken müssen. Leopold Schmidt.

Alttirolische Sinnsprüche, herausgegeben von Hugo Neugebauer. Innsbruck, Marianische Vereinsbuchhandlung, 1935. 96 Seiten.

Die hier gesammelt vorgelegten 546 Sprüche stammen von den Deckund Vorsatzblättern nordtironscher Verfach- und Gerichtsprotokolle und wurden von Schreiberhänden zwischen 1502 und 1700 eingetragen. Herausgehoben erscheinen die durchwegs vierzeiligen Sprüche des Hopfgartners Andreas Högner (gest. 1649), die mit der Volksdichtung in keinem Zusammenhang stehen. Unter den übrigen Sprüchen finden sich dagegen viele, die mit der übrigen Spruchdichtung, wie sie sonst besonders aus Liederbüchern und Handwerker-Herbergsbüchern bekannt ist, zusammenhängen. Auch zum Hausspruch finden sich Beziehungen. Meist handelt es sich um ziemlich langlebiges Gut, das zum Teil ins späte Mittelalter zurückreicht. Hier ist eine halb inhaltliche, halb formale Einteilung getroffen; wenn der Herausgeber auf Seite 6 bemerkt, daß einige Sprüche "ihres mehr oder minder anstößigen Inhaltes halber" beiseite gelegt werden mußten, so hat er sich doch nicht ganz streng daran gehalten. Außerdem wird auf diese Weise aber das Bild selbstverständlich verzeichnet. Auszustellen ist an dem schmucken Büchlein, daß die Sprüche nicht durchnumeriert wurden und ihnen nicht die Angaben von Zeit, Ort und Quelle beigesetzt sind.

Leopold Schmidt.

Otto Ludwig: Richter und Gericht im deutschen Märchen (= Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, 12). Konkordia, Bühl, 1935, 95 Seiten, RM 2.50.

Von rechtsgeschichtlicher Seite her werden hier Einzelzüge verschiedener deutscher Märchen, wobei der Verfasser so ziemlich alle geläufigen Sammlungen benützt, untersucht. Ludwig ist sich über die märchenkundliche Problematik durchaus im klaren und erklärt zum Beispiel unumwunden "Alterbestimmungen des Märchens auf Grund von Rechtseinrichtungen sind wohl kaum haltbar" (Seite 12). In der Tat erweisen sich wohl fast alle ausgehobenen Züge als Erzählvarianten, die an sich für die Volksmeinung recht bedeutsam sind, wodurch die sorgfältige Arbeit sich verlohnt. Diese Einzelzüge hat Ludwig der Reihenfolge des Rechtsprozesses vom öffentlichen Gericht und der Tätigkeit und Persönlichkeit der Richter über den Rechtsgang, Beweisverfahren, Urteile, Bußen und Vollstreckung, beziehungsweise Begnadigung und Halslösung bis zu den Strafarten entsprechend angereiht. Die auch vom erzählkundlichen Standpunkt wichtigen Todesstrafen sind in einer ausführlichen Tabelle dargestellt.

Leopold Schmidt.

Friedrich Maurer: Volkssprache. Abhandlungen über Mundarten und Volkskunde (= Fränkische Forschungen. Arbeiten zur Dialektgeographie und zur Volkskunde der Rhein- und ostfränkischen Gebiete, 1), X + 135 Seiten, Erlangen, Palm und Enke, 1933. RM 5.—.

Mit vollem Recht nennt Maurer diese Sammlung von acht zum größten Teil schon veröffentlichten Arbeiten im Untertitel "Zugleich eine Einführung in die neueren Forschungsweisen", da hier reiche Anregungen aus der dialektgeographischen Schule geboten werden, welche nicht nur die Arbeiten von Wagner, Stroh u. a. ergänzen, sondern vielfach wichtige weitere Gesichtspunkte aufzeigen. Programmatisch ist die erste Abhandlung über das Wesen der Volkssprache, welche nicht identisch mit Mundartforschung ist, iedoch auch keine Inhaltsforschung anstrebt, sondern soziologische und psychologische Erkenntnisse anstrebt. Aufgebaut wird dabei zum Großteil auf Levy-Brühl und Naumann, woraus sich methodisch wichtige Gesichtspunkte ergeben, wenn man auch manchen Ergebnissen nicht zustimmen braucht, wie den über mangelnde Abstraktabbildung und hervortretende Konkretisierung. welche doch vielfach nicht mit primitiver Redeweise, sondern mit Wanderungen und Sprachschichten erklärbar sind. Weiters sind besonders die Aufsätze über "Volkssprache als ein Teil der Volkskunde", über "Geographische und soziologische Betrachtung in der neueren Sprachgeschichte und Volkskunde" und "Der Verkehr als sprachgestaltende Kraft" hervorzuheben. Mitten in den Betrieb der neueren Volkskunde führt der Aufsatz über den Atlas der deutschen Volkskunde. Leopold Schmidt.

Will-Erich Peuckert: Schlesiens deutsche Märchen (= Schlesisches Volkstum. Quellen und Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 4). XIV + 660 Seiten. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau, 1932.

Der vorliegende Band ist der erste von dreien, welche zusammen das Werk: Schlesische Märchen bilden sollen. Der zweite in Aussicht gestellte Band soll die slawischen Märchen, der dritte die Anmerkungen und Lesarten enthalten. Es handelt sich also um das größte deutsche Märchenwerk. Peuckerts wohl begründete Absicht, keinen Märchenkatalog in seiner ganzen Blutlosigkeit zu geben, sondern alle Märchen so getreu als möglich zu bieten

(Seite XI), ist nur auf das wärmste zu begrüßen. Die Kataloge allein tun es nicht. Angeordnet sind die 307 Märchen nach dem Aarneschen Typenverzeichnis, so weit es ausreicht, und zwar in den Gruppen Tiermärchen, Zaubermärchen, legenden- und novellenartige Märchen, Erzählung vom dummen Teufel, Schwänke, Neck- und Lügenmärchen. Peuckert geht bereits auf die Frage nach den Erzählern ein (Seite VII f.) und wird im 3. Band hoffentlich noch mehr dazu beibringen können. Die quellenmäßigen Nachweise der aus der äußerst verstreuten Literatur zusammengelesenen Stücke fehlen aber schon hier nicht, sodaß der mühsamen und doch so hervorragend nützlichen Arbeit nur volles Lob gezollt werden kann. Es ist eine schlechthin vorbildliche Leistung.

Adolf Memmer: Die altfranzösische Bertasage und das Volksmärchen (= Romanistische Arbeiten XXV), Halle, Niemeyer, 1935, XVI + 245 Seiten, eine Karte, RM 9.—.

In dieser gründlichen Monographie wird der schon oft durchgefochtene Streit um die Priorität von Märchen oder mittelalterlichem Epos wieder aufgenommen und auf dem Gebiet der Zweiheit: Märchen von der Gänsemagd (Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 89) - Bertasage untersucht. Zunächst wird das Märchen in seinen ausführlich wiedergegebenen Varianten aus aller Welt vorgelegt, wobei der Hinweis auf die europäische Herkunft der Zulufassungen wie der aus Chile wichtig erscheint, Bei den ungarischen Fassungen fehlt die sehr ausführliche bei E. Rona-Sklarek, Ungarische Volksmärchen. Neue Folge (Leipzig 1909), Seite 86, Nr. 8. Einzelne Erklärungsversuche der Märchenmotive bleiben wohl problematisch, so der Zusammenhang der Aufhängung des Faladakopfes mit altgermanischen Neidstangen oder die Herleitung des Pferdenamens Falada, wobei sich Memmer auf G. Kahlos Ableitung von ahd. falo = Falb stützt. (Seite 111.) Wichtig ist das Vorkommen des Pferdenamens Faladár im ungarischen Märchen, was doch wohl auf germanische Herkunft dieser Fassung hinweist (Seite 29). Für die Bertasage, welche nach allen literarischen Zeugnissen vergleichend behandelt wird, setzt Memmer die Entstehung ins 9. Jahrhundert an; die Zeit von 742 (Geburt Karls d. Gr.) und 1225 (Datierung der ältesten französischen Bertasagenversion) kommt für die Entstehung wohl einzig in Betracht, doch scheint kein Zug direkt auf das 9. Jahrhundert hinzuweisen. Wenn von der Leyen die Entstehung des Gänsemädchenmärchens in der Völkerwanderungszeit annimmt, so ist dies freilich noch weniger beweisbar. Auch uns scheint dagegen die Priorität des Märchens vor dem Epos durchaus glaubhaft. Eigentlich müßte man, wie auch Memmer betont, von mindestens zwei alten Motiven, nämlich dem von der Gänsemagd und dem Sneewittchen-Genoveva-Motiv sprechen, welche sich in der Bertasage zeigen. Wenn Memmer abschließend annimmt, daß es sich um eine fränkische Sage aus der heidnischen Zeit handle, welche auf Berta infolge mancher biographischer Umstände angewendet wurde, so wird dies wohl zutreffen. Leopold Schmidt.

Dr. Edit Fel: Harta néprajza (Etnographie des Harta), Néprajzi Füzetek, Nr. 2, Redakteur: Prof. Dr. St. Györffy, Budapest, 1935. 135 Seiten, 37 Abbildungen.

Die Studie ist die erste eingehende Beschreibung der sachlichen und geistigen Kultur eines ungarländischen Dorfes. Sie ist nicht nur wegen dem gesammelten Material von Wert, sondern auch wegen ihrer volkskundlichen Gesichtspunkte, E. Fél nennt ihre Arbeit nach Frobenius Polygraphie. in der sie, bei der Beschreibung der sachlichen und geistigen Güter der deutschen Gemeinde Harta, in breiterem Kreise die diesbezüglichen obengenannten Güter des deutschen und des ungarischen Volkes, in engerem Kreise aber die Kultur und deren Entwicklung der Gemeinde Dunapataj, Solt, Harta und die Südwestdeutschlands - woher nach ihren Feststellungen die Hartauer stammen — untersuchen will. Sie analysiert die Umgestaltung der Kultur der Hartauer Deutschen. "Im Zusammenhang mit der Ansiedlung geht in der Kultur ein Ausgleichsprozeß vor sich, den E. Fél "Assimilation der verschiedenen Volksschichten" nennt. In diesem Ausgleichsprozeß bilden die beiden Nachbardörfer Solt und Dunapataj die gebende Schichte, die nehmende Schichte aber die Hartauer selbst. Nach der Einleitung, die mit einem siedlungsgeschichtlichen Teil ergänzt ist übergeht Edit Fél in einer bündigen und klaren Abfassung und in sehr guter Zusammenstellung auf die Darstellung der sachlichen und geistigen Kultur. Bei der Erörterung einzelner Kulturelemente weist sie die passenden deutschländischen Elemente nach und folgert auch denen gemäß nach den Ursprung der hartauischen Deutschen. Die Uebereinstimmungen der Sachkultur, Sitte und Brauch und die der Mundart weisen nach hessischem und pfälzischem Gebiete. (Die ersten deutschen Ansiedler kamen in den Jahren 1723-24 nach Harta.) Es ist in erster Linie die Tracht, in der wir alte deutsche, hessische Stücke finden. Erst in den ersten Jahren des XX. Jahrhunderts kleiden sich einige hartauische Weiber in die Tracht der Nachbardörfer um. Heute tragen die Hartauer neben ihrer deutschen Tracht einige Elemente der alten Tracht der ungarischen Dörfer Solt und Dunapatai, Im Allgemeinen konservierte sich stark das deutsche kulturelle Gepräge der Gemeinde und eine Umgestaltung fand nur dort statt, wo es dem zwingenden Einfluß der äußerlichen Umstände und der geographischen Lage ausgesetzt war. Dies sehen wir bei ihrer Viehzucht. Bei ihrem Feldbau gehen sie in der Bearbeitung des Bodens (Pflügen, Säen, Ernte) gleich den Ungarn des Tieflandes vor, aber das Dreschen, ihre Glauben und Bräuche, die mit dem Feldbau zusammenhängen, haben ihr deutsches Gepräge behalten. In ihrer Wohnungskultur richten sie sich nur dort nach den nachbarlichen ungarischen Dörfern, wo das allgemeine Bestreben nach bürgerlicher Lebensweise geht. Ihre alten Sitten und Bräuche, die sich auf Geburt, Hochzeit und Tod beziehen, bewahren sie stark. Eine andersgerichtete Entwicklung läßt sich nur dort finden, wo diese dem Einfluß der Schule und der Verwaltung ausgesetzt sind. Solche sind z. B. die Spiele. Nach der Meinung E. Féls zwang die Armut die Hartauer zu Gutsherrn in die Arbeit zu gehen, wo sie die Art und Weise der Arbeit der Magyaren sich aneignen mußten; sie haben hier ihre Gerätschaften kennen gelernt und paßten diese später in ihre eigene Lebensform ein. Die Studie ist sowohl für die ungarische Volkskunde, wie auch für die deutsche Sprachinselforschung wertvoll und es wäre erwünscht, daß sie bald auch in deutscher Sprache erscheine. Béla Gunda, Budapest.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1935

erstattet von dem Vereinspräsidenten Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt.

Die wachsende Verbfeiterung der Grundlagen unseres Vereines und Museums in der Bevölkerung machte im Berichtsjahr wiederum mehrfache, erfreuliche Fortschritte. Nicht nur bei den unserer Arbeit nahestehenden, den gesellig-musischen Volksgütern sich freudig widmenden Jugendverbänden, bei der Lehrerschaft und den akademischen Stellen und Berufen, sondern besonders auch in den, dem Heimatgedanken mehr und mehr praktisch dienenden gewerblichen und industriellen Kreisen. Dabei blieb uns die wissenschaftliche Betätigung und Stellung unseres Vereines und Museums, wie bisher stets die Hauptsache. Wie denn auch unter den vielen neugebildeten volkskundlichen Arbeitsverbänden und Heimatblättern unserem Museum und unserer Zeitschrift die in vieljähriger grundlegender Arbeit gewonnene führende Stellung behauptet blieb. Dies vor Allem von den öffentlichen Stellen, die unser wissenschaftliches Unternehmen stützen, anerkannt zu sehen, erfüllt uns mit berechtigter Genugtuung und dem lebhaftesten Dankgefühl.

Ganz besonders begrüßt es die Vereinsleitung, daß Landsmannschaften und Jugendverbände in unserem Museum mehr und mehr ihren Arbeitsmittelpunkt zur Volkstrachten- und Volkstanzpflege erblicken.

Die Einrichtung einer Begutachtungs- und Beratungsstelle für die Volksechtheit volkskundlich-gewerblicher Erzeugnisse, sowie eine Heimstätte für Vortragsabende, gemeinsame Besprechungen und allgemeine Volkstanzkurse hat sich nunmehr schon in erfreulichster Weise in unserem Hause eingebürgert. In dem Beratungsausschuß für die Tätigkeit aller dieser Gruppen hat der Museumsdirektor sich tatkräftig wie im Vorjahr betätigt.

Mit zahlreichen eigenen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen ist das Museum wie in dem vorigen Jahre eifrig bemüht gewesen, für Volkskunde und Volkskunde im heimatlichen Sinne werbend zu wirken.

An Veranstaltungen des Museums erstreckte sich die Weihnachtskrippenschau aus dem Jahr 1934 auch in das Jahr 1935; die Oesterreichische Heimatgesellschaft veranstaltete am Dreikönigstage zum Abschluß im engeren Kreise ein Kripperlsingen. In der Charwoche erfreute sich eine Sonderschau "Die Osterpassion in der Volkskunst" dank des Besuches der Leser der "Volkszeitung" starken Zuspruchs. Am 10. Mai wurde in Zusammenarbeit mit dem "Deutschen Schulverein Südmark" eine Sonderschau eröffnet, die dem kulturellen Leben der Grenz- und Auslanddeutschen gewidmet war und auch über die Geschichte und Leistungen der deutschen Schutzarbeit im alten Oesterreich und neuerdings im mitteleuropäischen Raum einen aufschlußreichen Rückblick bot. Zur Eröffnung waren Herr Vizebürgermeister Lahr und Prof. Dr. K. Lugmayer, Minister a. D. Dr. H. Schürff, Staatssekretär

Dr. Gleißner, Senatspräsident Dr. Glaß und andere Vertreter des öffentlichen Lebens erschienen. Die Wiener Fichtegemeinschaft, eine Wandergruppe des "Neuland", der Verein der Siebenbürger Sachsen und der Oesterreichische Wandervogel boten in diesem Rahmen eindrucksvolle Vorträge und die Darstellung von Volksüberlieferungen aus dem Burgenland, dem Sprachinselgebiet der Slowakei, aus Siebenbürgen und Südtirol. Unter Leitung von Dr. A. Perkmann, die bereits früher eine Ausstellung neuzeitlicher Weihnachtskrippen an der Urania, Osterbräuche im Volksleben und "Tracht und Leben" außerhalb des Hauses veranstaltet hatte, wurde von der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien in 5 Räumen des Erdgeschoßes mit 10. November eine unter dem Ehrenschutze des Rektors der Universität Prof. Dr. Oswald Menghin stehende Ausstellung "Volksbrauch im Familienleben" eröffnet, die vom Museum für Volkskunde auch durch Beistellung von Ausstellungsgegenständen unterstützt wurde. Im Rahmen der zahlreichen Vorträge und Führungen betätigten sich in dankenswerter Art wiederum die Fichtegemeinschaft, die Spielgruppe Herr H. Jaeckel, phil. K. Radler und der Oesterreichische Wandervogel. Wie alljährlich wurde ab 15. Dezember vom Museum die Krippenausstellung durch Aufführung des St. Pöltner Weihnachtsspiels verlebendigt, um die sich die Oesterreichische Heimatgesellschaft in gewohnter Art warm annahm.

Im Rahmen der Vortragsreihe des Gewerbeförderungsinstitutes der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie hielt Direktor A. Haberlandt in den Monaten März-April 8 Vorträge über Heimat und Handwerk mit anschließenden Führungen ab. Im Rahmen von 8 Sonderführungen besichtigten das Museum unter anderm die Fachschaft der Historiker an der Universität Wien, der Reichsbund der kath.-deutschen Jugend und der Jüdische Kulturbund. Für die der Oesterreichischen Heimatgesellschaft angeschlossenen Vereine wurden an zwei Sonntag-Vormittagen Aussprachen über die Vereinstätigkeit und die Trachtenbewegung abgehalten. Dr. A. Perkmann widmete sich in hingebungsvoller Arbeit Führungen und Vorträgen im Rahmen der unter ihrer Leitung veranstalteten drei Ausstellungen, sowie sie auch im Radio, im Volksheim und verschiedenen Vereinen Vorträge mit angeschlossenen Museumsführungen abhielt.

Auswärts hielt Prof. Dr. A. Haberlandt Vorträge im Rahmen von Volksbildner-Tagungen in Hubertendorf (N.-Oe.) und Drauhofen (Kärnten), ferner auf der 13. Hochschulwoche in Reichenberg (Böhmen). Ueber Einladung der Deutschen Reichsregierung nahm er als Gast derselben an der Eröffnung des Müseums für deutsche Volkskunde in Berlin am 6. Oktober teil. Auf der anschließenden Tagung der Deutschen Volkskunst-Kommission, auf der auch Prof. Erixon, Stockholm, A. Marinus, Brüssel, Mr. Cyrill Fox aus Cardiff, Dr. Zalosiecki, Frau Dr. Ehrenkreutz, Warschau und Direktor Tsigara-Samurcas (Bukarest) u. a. Fachvertreter anwesend waren, erstattete er ein Referat über: "Die Volkskunst im deutschen Osten als volkskundliches Dokument".

Die gesteigerte Anteilnahme der Bevölkerung an Volkskunde und Volkskunst kommt mehr und mehr auch in dem Anwachsen der Sammlungsspenden für das Museum zum Ausdruck.

Die Vermehrung der Sammlungen des Museums betrug 480 Nummern, davon ein Großteil Widmungen. Für solche bedeutenden Umfanges ist die Direktion insbesonders den Nachlaßwaltern nach Dr. Fr. Lorinser-König und nach dem akad. Maler, Herrn Ludwig Koch, verpflichtet. Als Spender seien weiter mit Dank verzeichnet: Oberlehrer Leopold Höfer, Anna Müller (Baden), L. M. Eibensteiner, Oesterr. Wandervogel, Al. Pokorny (Nachlaß), Direktor Leopold Reiter, A. Griebler (Perg, O.-Oe.), Jos. Dobrowolny, Frau Schulrat Zehenthofer, Dr. A. Perkmann (Arbeitsgem. f. Volksk.), Frau L. Elsholz, Schneidermeister Nowacsek, Erna Piffl, Ing. Ernst, Frau E. Anders und E. Pfeifer, Marie Nadler, Hofrat E. Pistor, Felix Graf Thun, Generalmajor E. Prihradny de Brezno (Linz a. d. D.), Sophie Albrecht und Frau Zwieauer, Marie Wachner, Oberst K. Tasch, R. Mucnjak, Amtsrat Johann Fuchs, Frau Maria Falger, K. M. Klier und G. Rauscher, Mitterbach (durch Prof. Hübner, St. Pölten). Der Verein "Deutsche Heimat" überließ dem Museum außer einigen bemerkenswerten Holzplastiken hochherzigerweise auch eine große Anzahl von Lichtbildern, Laternbildern und volkspflegerischen Archivalien, Ertrag und Ehrenzeugnis einer in jahrzehntelanger Arbeit geleisteten Volkstumspflege und zum Teile der Opferwilligkeit des ehemaligen Obmannes dieses Vereines, Dr. Karl Ullrich, der sie bei seinem Abgange aus dem Verein dort zurückgelässen hat. Auch Miß A. S. Levetus sei für die Ueberlassung eines umfangreichen Lichtbilderstoffes aus Deutschösterreich und den Nachfolgestaaten sowie Ungarn (480 Nr.) wärmstens gedankt. Von der Firma Dr. Paul Englaender, Lackfabrik, wurde für die Erneuerung des Anstrichs der Schaukasten eine ansehnliche Material-Spende zur Verfügung gestellt, wofür ebenso der verbindlichste Dank zum Ausdruck gebracht sei

Für die Ueberlassung des Spielwerks zur Begleitung der musikalischen Aufführungen sei dem Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschafter (Regierungsrat Dr. Leo Hajek) und der Firma Jonas & Schall, Wien, I bestens gedankt.

Die Besucherziffer der Sammlungen hielt sich mit 3013 zahlenden und 439 nicht zahlenden Besuchern, sowie mit 4173 Schülern und 130 Schulklassen annähernd auf gleicher Höhe wie im Vorjahre.

Am 16. September würdigte Sr. Kaiserliche Hoheit Feldmarschall Erzherzog Eugen das Museum eingehender und verständnisvollster Besichtigung.

Unser wissenschaftliches Vereinsorgan, die "Wiener Zeitschrift für Volkskunde" brachte mit wertvollen Beiträgen von Franz Kirnbauer, Walter Tschinkel, Franziska Juer-Marbach, Arthur Haberlandt, Richard Wolfram, Rudolf Kriss, Leopold Schmidt, Maria Lang-Reitstätter, A. V. Issatschenko, Franz Schmutz-Höbarten, Viktor Winkler-Hermaden und 59 Buchbesprechungen den 40. Jahrgang zum Abschluß. Im Verhältnis zu dem reichen wissenschaftlichen Gehalt dieser führenden österreichischen Zeitschrift für Volkskunde ist die Zahl der Abnehmer eine beschämend niedrige und wir appellieren an alle volkskundlich interessierten Kreise, Lehrer, Bibliotheken und Arbeitsgemeinschaften den Weiterbestand dieser bedeutungsvollen wissenschaftlichen Quelle durch Zutritt unter ihre Abnehmer zu sichern. Der Bezugspreis von 8 Schilling (jährlich 6 Hefte) erscheint denn doch für viele nicht unerschwinglich.

Unser Bericht, der die gebotene äußerste Sparsamkeit auf der Ausgabenseite dartut, erweist in den Einnahmen wie den Ausgaben einen der Zeitlage entsprechenden mäßigen Rückgang. Die Vereins- und Museumsleitung spricht für alle gewährte Unterstützung dem Bundesministerium für Unterricht, sowie Herrn Bürgermeister R. Schmitz und der Gemeinde Wien, der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie, dem Verein der Museumsfreunde und der Kammer für Arbeiter und Angestellte den geziemenden Dank aus. Ebenso sei den im Rechnungsabschluß angeführten privaten Spendern bestens gedankt.

In der Zusammensetzung des Museumsausschusses ergab sich durch die von Herrn Bürgermeister Schmitz verfügte Neubestellung der Vertreter der Stadt Wien in der Person der Herren Oberrat Dr. K. Wagner und Prof. Fr. Kopp eine vom Verein und Museum sehr begrüßte Förderung der Museums-Interessen. Unser Dank gilt im besonderen Maße dem Bundesministerium für Unterricht, Herrn Präsidenten Dr. L. Petrin und Sektionsrat Dr. G. Hohenauer, nicht minder Herrn Bürgermeister R. Schmitz und den magistratischen Abteilungsvorständen, sowie Herrn Prof. Dr. K. Lugmayer, die unserem Institut durch wohlwollende Verfügungen entgegenkamen. Der gleiche Dank sei dem Präsidium der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie und insbesondere Herrn Kammerrat H. Kandl. für dessen warme Vertretung unserer Interessen bei der Kammer gezollt, endlich nicht minder dem Vorstand des Vereins der Museumsfreunde für dessen finanzielle Zuwendungen. Es sei hier auch der fortgesetzten ersprießlichen Zusammenarbeit mit der schon in den Vorjahren uns in Arbeitsgemeinschaft verbundenen Oesterreichischen Heimatgesellschaft gedacht.

Die Fachbibliothek verzeichnete einen Zuwachs von 108 neuen Nummern (darunter 71 Besprechungsstücke) und 49 Photos, sowie 95 Glasbildern. Die Benützungsfrequenz belief sich auf rund 1200 Personen.

Wir müssen zum Schluß dieses Berichtes, der die opfervolle und erfolgreiche vielseitige Mühewaltung aller im Museum und Verein tätigen Personen, des Museumsdirektors Prof. Dr. Arthur Haberlandt, sowie der wissenschaftlichen Assistentin Dr. A. Perkmann und des Restaurators Robert Mucnjak, wie der übrigen Angestellten Ida Schuster, H. Krumhaar und L. Nepras mit gebührendem Dank hervorzuheben hat, die dringende Bitte an alle offiziellen Stellen, wie die gesamte Oeffentlichkeit richten, unserem Unternehmen die verdiente Unterstützung auch weiterhin in ausreichendem Maße zu gewähren. Der drückendsten Sorgen um seine Existenz und gebotene Weiterentwicklung wenigstens, sollte die Vereins- und Museumsleitung denn doch im 42. Arbeitsjahr enthoben sein!

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen für das

	Schilling
Kassagelder ex 1934	1.604.53
Verein:	
Mitglieder- und Bezugsbeiträge S 1390.40 Verkauf von älteren Jahrgängen der Zeit- schrift, Ergänzungsbände u. Sonderdrucke , 319.60 Verkauf von Exemplaren der "Einführung in	
Verkauf von Exemplaren der "Einführung in die Volkskunde"	
die Volkskunde"	1.765.25
Museum:	·
Subvention des Bundesministeriums f. Unterr. S 7800.— Teil-Refundierung der Telephonkosten durch	
das Bundesministerium für Unterricht, 200.— Subvention der Stadt Wien	
Subvention der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie	
Subvention des Gewerbeförderungsdienstes	
der Handelskammer	
(ab 1. August)	
Spende der Firma R. Gerngroß 10.—	
Spende der Harlander Spinnerei , 50.— Leih- und Benützungsgebühren , 710.— Rückerstattung für Kosten der Beleuchtung,	
Beheizung und Reinigung bei Benützung von Museumsräumen durch Vereine	
Krankenkassabeiträge des Personals, 785.12 Einkommensteuerbeiträge des Personals	
Eintrittsgelder und Verkauf des "Führers" . " 1782.— Führungspauschale	
Sonstige kleine Einnahmen	20.624.28
Summe der Einnahmen (einschließlich Kassarest ex 1934)	23. 994.06

Geprüft und in

Ministerialrat Karl Gerstner als Rechnungsprüfer.

und Museums für Volkskunde Jahr 1935.

Ausgaben

	Schilling
Verein:	
Drucklegung des 40. Jahrganges der "Wiener Zeitschrift für Volkskunde", der Sonderdrucke und des Jahresberichtes	2.837.89
Museum:	
Gehalte, Löhne und Aushilfen S 9219.19 Krankenkassa	18.546.25
·	
Summe der Ausgaben	21.384.14 2.609.92

Ordnung befunden:

Prof. Dr. Robert Heine-Geldern als Rechnungsprüfer.

Die Vereinsleitung im Jahre 1935.

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vizepräsidenten: Sektionschef a. D. Dr. Arthur Breycha, Kammerrat Hermann Kandl, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer, Prof. Dr. Hugo Hassinger.

Generalsekretär: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Generalsekretär-Stellvertr.: Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger.

Kassier: Prof. Dr. Heinrich Jungwirth.

Ausschußräte: Hofrat Dr. Karl Giannoni, Oberlehrer Karl M. Klier,
Dr. Georg Kotek, Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle, Dr. Franz Ottmann,
Dr. Adelgard Perkmann, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Hofrat
Prof. Dr. G. Schlesinger, Prof. Dr. Karl Spieß, Konservator Sandor
Wolf, Prof. Raimund Zoder, Prof. Dr. Karl Lugmayer, Dir. Hermann
Reuther.

Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht: Sektionsrat Dr. G. Hohenauer, Präsident Dr. F. Schubert-Soldern.

Vertreter der Stadt Wien: Oberrat Dr. K. Wagner, Professor Franz Kopp.

EHRENMITGLIEDER:

Dr. J. Bolte, Berlin (1920). † Dr. G. Polivka, Prag (1920). Josef Blau, Freihöls (1920). Dr. M. Haberlandt (1920). Dr. Ed. Hoffmann-Krayer, Basel (1920). (Gräfin) Nandine Berchtold, Buchlau (1914). Karl (Freiherr von) Rumerskirch (1914). Dr. Eugen Oberhummer (1929). Dr. Michael Hainisch (1929). Dr. Paul Kretschmer (1930). Dr. Josef Strzygowski (1930). Oskar Seyffart, Dresden (1932). Dr. A. Dopsch (1933). Prof. Dr. John Meier (1934).

KORRESPONDIERENDE MITGLIEDER:

Schulrat Karl Adrian, Salzburg.
Museumsvorstand Dr. K. Brunner, Berlin.
Museumsvorst. Prof. Dr. V. Geramb, Graz.
Dr. G. Graber, Klagenfurt.
Univ.-Prof. Dr. N. Krebs, Berlin.
Univ.-Prof. Dr. O. Lauffer, Hamburg.
Prof. Josef Tvrdy, Wischau.
Univ.-Prof. Dr. M. Murko, Prag.
Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.
Univ.-Prof. Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck.
Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, Leipzig.
† Univ.-Prof. Adam Wrede, Köln.

Direktor F. Pospišil, Brünn.
Hofrat Ferd. Raunegger, Klagenfurt.
V. Geramb, Graz.

t. Prof. Dr. G. Jungbauer, Prag.
Prof. Dr. E. Schneeweiss, Prag.
Dr. H. Bächtold-Stäubli, Basel.
Prof. Dr. A. Byhan, Hamburg.
Prof. Dr. H. Naumann, Frankfurt a. M.
Direktor Sigurd Erixon, Stockholm.
† Direktor Dr. J. Manninen, Helsingfors.
Prof. Dr. Paul Sartori, Dortmund.
Prof. Dr. D. Zelenin, Leningrad.
Prof. Dr. Theodor Siebs, Breslau.
Direktor Vladimir Tkalčić, Zagreb.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Der Bandltanz in den romanischen Ländern.

von Artur Michel.

Die volkskundliche Forschung der letzten Jahrzehnte hat die weite Verbreitung des Bandltanzes und zugleich die verhältnismäßig feste Abgrenzung seines Vorkommens in den zum deutschen Sprachgebiet gehörenden Alpenländern festgestellt. Um so überraschender wirkten Nachrichten über das gelegentliche Auftauchen dieses Tanzes in amerikanischen Ländern (Mexico, Südamerika).

Eine Verbindung, wenn auch zunächst nur im äußerlichsten Sinne, zwischen den beiden Verbreitungsgebieten — wenn man die amerikanischen Fundorte zu einem Gebiet zusammenfaßt scheint Spanien zu bilden, dessen Conquistadoren seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts ihre Bräuche, und nicht zuletzt ihre Tänze, über das Meer mitgenommen haben. Die Anhänglichkeit der überseeischen Spanier an ihre heimatlichen Bräuche, besonders wenn diese einen mehr oder weniger ausgesprochenen kultischen Charakter trugen, hat bewirkt, daß manche uralte Tänze jenseits des Ozeans bis auf den heutigen Tag nicht bloß bei den Nachkommen der spanischen Einwanderer sich erhalten haben, sondern daß einzelne von den Eingeborenen - und zwar mit dem Christentum, deutlicher gesprochen: mit den religiösen Festen, an die sie gebunden waren, z. B. dem Johannisfest, der Fronleichnamsprozession — übernommen wurden. So erklärt sich z. B., daß man heute noch in weiten Gebieten Mexicos den als "Cristianos y Moros" bezeichneten Kampftanz kennt. So erklärt sich wohl auch die Bewahrung des Bandltanzes.

Soweit ich sehe, ist aber gerade der spanische Bandltanz, der sich stellenweise auch in seiner Heimat bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, der deutschen Wissenschaft unbekannt geblieben. Die Gemeinsamkeit der Grundzüge, die ihn mit dem deutschen Bandltanz verbindet, und nicht weniger die spanischen Besonderheiten der Ausführung und des Zubehörs sind geeignet, zur Erhellung der Geschichte des Tanzes beizutragen.

Uebrigens sind die beiden Bereiche des Bandltanzes, dieses südlich der Pyrenäen und jenes auf dem Nordhang der Alpen, nicht völlig gegeneinander abgeschlossen. Auch in Südfrankreich hat man den Bandtanz in früheren Jahrhunderten und anscheinend sogar bis

vor wenigen Jahrzehnten getanzt. Schließlich fand sich der Bandltanz noch im vorigen Jahrhundert auch in einem, wenn auch begrenzten Bezirk Italiens, nämlich auf Sizilien. Es sollen darum hier die drei romanischen Heimatländer des Bandltanzes betrachtet werden; ich beginne mit einem bisher der Forschung entgangenen Gastspiel des spanischen Bandltanzes in dem Italien der Renaissance.

Den Höhepunkt der glänzenden Festlichkeiten, die Papst Alexander VI. zu Ehren seiner Tochter Lucrezia Borgia anläßlich ihrer Vermählung mit dem Herzog von Ferrara, Alfonso d'Este, in Rom veranstaltete, bildete ein Bankett am 1. Januar 1502. Die Familie Borgia stammte aus Spanien; sie hatte die Freude an den Bräuchen der Heimat mit nach Italien genommen. Sie führte die Stierkämpfe in Rom ein, und Cesare, Lucrezias Bruder, selber betätigte sich als Torero. An dem Hochzeitsbankett nahmen viele vornehme Spanier und Spanierinnen teil. Lucrezia, die Braut, tanzte mit einem Edelfräulein aus Valencia spanische Tänze. Vorher wurde von Cesare und seinen Freunden eine Moresca aufgeführt, und zwar jene Art der Moresca, die unter dem Namen Moriskentanz (Maruschkatanz) auch in Deutschland lange Zeit verbreitet war, also ein Umwerbungstanz, dem hier nur die spanische Besonderheit gegeben wurde, daß die sämtlichen Tänzer mit Scheinpferdchen, als "hombres cavallos" (volkskundlich gesprochen: als hobby horses), tanzten. Nach dieser ersten spielten die Musikanten eine zweite Moresca-Melodie; und zu ihr wurde der Bandltanz vorgeführt¹). In der Krone eines Baumes saß ein Knabe, der zunächst ein paar Verse sprach und dann neun seidene, einen Finger dicke Schnüre hinunterwarf, deren obere Enden er festhielt, während die anderen Enden die neun Tänzer ergriffen, die schon die Moresca getanzt hatten. Sie begannen zu tanzen (mit lebhaftem Schritt, denn die Moresca-Melodien haben immer einen sehr schnellen und kräftigen Rhythmus), und tanzend bildeten sie mit den Schnüren ein Geflecht, so daß es aussah, als webe es der Knabe. Der Berichterstatter (auch bei der Beschreibung des Umwerbungstanzes drückt er sich sehr ungeschickt aus) sagt leider über das weitere nichts; aber selbstverständlich wurde auch die Auflösung des Gewebes getanzt.

Nur aus Spanien kann dieser Tanz damals nach Rom gekommen sein. Denn nirgendwo in Italien läßt sich heute oder früher ein derartiger Tanz als Volksbrauch feststellen. Einzig in Palermo ist er früher getanzt worden, und zwar während der Karnevalszeit²): von 24 Tänzern und Tänzerinnen, die als Türke, Teufel, Hund, Pulcinella, Soldat, Doktor, Bauer, Edeldame, Baron usw. maskiert waren. Diese zwölf Paare zogen durch die Stadt, voran einige Musikanten, und führten den Tanz auf bestimmten Plätzen vor. Sobald der Stangenträger halt machte, spielten die Musikanten eine besondere Melodie ("di la curdedda", also wörtlich: "Bandl"-Melodie). Jede Maske

Brief des Violante de Pretis vom 2. Januar 1502 an die Marchesa Isabella Gonzaga in Mantua; vgl. F. Gregorovius, Lucrezia Borgia. 7. Aufl. 1925, S. 353; F. Clementi, Il Carnevale di Roma. 1899, S. 110.

²) G. Pitrè, La famiglia, la casa, la vita del popolo siciliano. 1913, S. 294; vgl. Joh. Bolte, Zeitschr. des Vereines f. Volkskde. Berlin, Jg. 37 (1927), S. 18.

nahm eilig eins der Bänder, und dann tanzten sie, wie der Erzähler sagt, die "grande chaîne", wobei sie sich mit schwindelnder Eile bewegten. Dadurch verflochten sich die Bänder "zu regelmäßigen und farbenreichen Quadraten". Nach der Vollendung des Gewebes bewegten sich die Tänzer in entgegengesetzter Richtung, sodaß das Gewebe sich auflöste.

Das völlig isolierte Auftreten des Tanzes auf Sizilien und außerdem die willkürliche Verkleidung der Tänzer mit den verschiedenartigsten, durch keinen gemeinsamen Zug verbundenen Kostümen sprechen dagegen, daß der Tanz Ausdruck heimischen Volkstums gewesen wäre. Auch er wird also von Spanien aus, sei es durch spanische Laientänzer, zur Zeit der Herrschaft der Könige von Aragon, sei es durch spanische Spielleute oder Komödianten, nach Italien gebracht worden sein: für beide Arten der Einfuhr spanischer Tänze lassen sich Parallelen aufweisen.

Die Mannigfaltigkeit der spanischen Formen des Bandltanzes erkennt man am besten bei einer Wanderung durch die einzelnen Landschaften. Nur in Südspanien, in Andalusien, also gerade dem Landesteil, der sich sonst durch besondere tänzerische Fruchtbarkeit auszeichnet, habe ich den Tanz nicht gefunden. Diese Tatsache spricht dafür, daß der Tanz nicht, wie viele andere spanische Tänze, seinen Ursprung den Mauren verdankt; denn hätten sie den Tanz nach Spanien mitgebracht, so müßte er gerade im Süden, wo sie am längsten gesessen haben, am lebendigsten geblieben sein.

Der Bandltanz führt in Spanien verschiedene Namen: danza (oder baile) del cordon, de la trenza, de las cintas; el trenzado; Ball de les Gitanes (baile de las gitanas); und schließlich Ball de la magrana (danza de la granada) oder Ball de la Carxofa (danza de la Carchofa). Am gebräuchlichsten ist der Name "baile de las cintas". Der Tanz wird bald als danza, bald als baile (katalanischvalenzianisch: ball) bezeichnet. Die erste Bezeichnung spricht zugleich für sein hohes Alter wie für seinen ursprünglich kultischen Charakter. Denn die Bezeichnung "danza" führen auf der iberischen Halbinsel seit dem Mittelalter alle die Tänze, die religiösen, kultisch-zeremoniellen Zwecken dienen, während "bailes" die unzeremoniellen, weltlich-volkstümlichen Tänze sind. Daß der Bandltanz heute bald danza, bald baile genannt wird, ist also nur ein Zeichen dafür, daß man stellenweise seinen ehemaligen kultischen Charakter vergessen hat.

Je nach der Gegend wird er heute bald nur von Männern, bald nur von Frauen, bald von Frauen und Männern gemeinsam getanzt. Die Tanzkleidung ist ebenfalls verschieden: in den meisten Landschaften wird er in der üblichen Festtracht vorgeführt, anderswo in besonderer Kleidung, die zugleich dem Tanz den Namen gibt (Baile de las gitanas). Auch die Zahl der Tänzer wechselt. In einigen Landschaften wird der Bandltanz an den Festtagen im Anschluß an bestimmte andere Tänze vorgeführt, ist also Teil einer festen Tanzfolge geworden; in anderen wird er ganz für sich getanzt. Vereinzelt wird er noch, wie früher regelmäßig, in der Prozession getanzt. An einigen Orten wird Gesang eingefügt; an anderen ist der Tanz mit langen Dialogszenen und Ansprachen verbunden und so zu einem richtigen Volksschauspiel geworden.

Die Festzeiten, an denen er getanzt wird, sind ebenfalls sehr verschieden. In Aragon, ebenso in den Provinzen Salamanca und Segovia ist er an verschiedene funciones secundarias (San Antonio, Santa Isabel) gebunden; etwas weiter südlich, in einer Ortschaft der Provinz Cáceres, wird er am Feste der dortigen Ortsheiligen, der Mutter Gottes von Sopetrán, acht Tage vor Himmelfahrt, in der Prozession getanzt. Auch in Katalonien ist er in früheren Zeiten immer in Prozessionen, besonders am Feste des Ortsheiligen, getanzt worden: dieser Brauch hat sich in verschiedenen Ortschaften erhalten; in anderen findet er sich heute bei anderen Gelegenheiten. Ebenso wurden in der Provinz Valencia die dortigen Abarten des Tanzes früher in der Prozession, und zwar in der Fronleichnamsprozession oder an anderen religiösen Festen, getanzt. Nicht anders war und ist es im Norden, im Baskenland und in Galicia. Jedenfalls scheint fast nirgendwo die Erinnerung daran, daß der Tanz ursprünglich an religiöse Feiertage gebunden war, ganz geschwunden (so weit er überhaupt noch getanzt wird; auch in Spanien sterben die Volkstänze mit beängstigender Schnelligkeit aus).

Die im folgenden genannten Ortschaften, an denen der Tanz sich bis in die Gegenwart oder wenigstens bis ins vorige Jahrhundert erhalten hat, habe ich bei einer flüchtigen Musterung der Literatur und während eines Aufenthaltes in Spanien ermitteln können (diese Zusammenstellung enthält zwar vermutlich alle wesentlichen Typen des Tanzes, ist aber wohl nicht vollständig). In Toledo stellten sich sechzehn oder mehr Tänzer im Kreis auf und hielten jeder in der rechten Hand ein breites Seidenband. Die Bänder, jedes in eigener Farbe, waren an einer langen Stange befestigt, auf deren Spitze ein Blütenzweig, ein Kreuz oder ein Mutter-Gottes-Bild angebracht war. Den Zurufen eines "Maestro" folgend, tanzten sie um die von einem der Tänzer gehaltene Stange, die eine Hälfte in der einen, die andere in der anderen Richtung, in Zickzacklinien derart, daß ihre Wege sich immerfort kreuzten. So wurde die Stange von den sich umschlingenden Bändern kunstvoll umwoben. Dann machten sie halt und sangen folgende, altüberlieferte Strophe:

En el nombre del Jesús Las cintas están tejidas; Volvamos a destejer En el nombre de Maria.

Also, nachdem man im Namen Jesu das Gewebe geflochten hatte, löste man es nun, zur gleichen Musik wie vorher, im Namen der Mutter Gottes wieder auf. An Stelle der angeführten Strophen sang man auch andere, neuere mit ähnlichem, immer religiösem Sinn³).

Während der Tanz in Toledo um das Jahr 1910 eine künstliche Erneuerung erfahren hat, ist er in den Dörfern der Provinz Salamanca bis in die letzten Jahre ununterbrochen lebendig geblieben. Er wird bei den großen Volksfesten (Feste der Ortsheiligen usw.) vorgeführt; und zwar im Anschluß an die gleichfalls ursprünglich kultische "Danza", den Stocktanz. Eine eigene Musik hat er dort nicht mehr; er wird zur Musik eines der landesüblichen Tänze, des Charro oder des Fandango, getanzt. Er heißt hier "Tejer el cordon" (das Geflecht weben) und wird von Frauen ausgeführt. Musikinstrumente sind die gaita und das tamboril⁴).

In der Stadt Salamanca, wohin die Bauern aus den Dörfern der Umgegend zu den großen Festen kommen, um ihre Tänze zu zeigen, erhielt ich mündlich folgende Beschreibung: Ein Mann oder eine Frau (zu Fuß oder zu Pferd) hält die Stange, von der zwölf farbige Bänder, davon zwei in besonderer, untereinander gleicher Länge, herabhängen. Die zwölf Frauen fassen iedes eines der Bänder: dann beginnen die Frauen mit den zehn kürzeren Bändern den Tanz in der üblichen Weise. Nachdem sie das Geflecht fertiggestellt haben, tanzen die zwei Frauen mit den längeren Bändern, einander entgegengesetzt, in kunstvollerer Weise als die übrigen Frauen: mit Drehungen und Pendelbewegungen. In der Gegenrichtung folgt dann die Auflösung des Gewebes. Ohne wesentliche Unterschiede wird der Tanz in der Nachbarprovinz Segovia ausgeführt. Etwas weiter nördlich, in einem Dorfe des Landes León, tanzen immer vier Paare; begleitet wird hier der Tanz nur von einem tamborilero, der, wie zu den meisten anderen Volkstänzen, mit der rechten die ziemlich große Trommel schlägt, die an der linken Schulter hängt, und mit der Linken die Flöte hält,

Etwas weiter südlich, in den Sierras de Gredo, nehmen an dem "baile de cintas" nur Männer teil. Dort wird er am Tage der Ortsheiligen, der Virgen de Sopetrán, in der Prozession ausgeführt; immer von neuem, ohne daß die Prozession halt macht, wird er der Mutter Gottes von den andächtigen Tänzern dargebracht, "nicht zur Unterhaltung, sondern wie ein Weihgeschenk aus dankerfülltem Herzen"5).

Auch in Aragon hat sich sein frommer Charakter noch nicht verloren. Die Tänzergruppe, die an den hohen Festtagen kultische Tänze aufführt,

³⁾ Juan Moraleda y Esteban, Los Seises de la Catedral de Toledo. 1911, Seite 56 ff.

⁴⁾ Dámaso Ledesma, Cancionero Salmantino. Seite 203 f.

 $^{^{5})}$ A. Capmany, El Baile y la Danza. Folklore y Costumbres de España. Bd. II, Seite $405\,\mathrm{ff}.$

tanzt auch den "trenzado", wie er hier genannt wird; die Männer flechten und entflechten die farbigen Bänder "mit fröhlichen Bewegungen"6). Eine bildliche Wiedergabe des baile de cintas, wie er in Huesca getanzt wird (bei Capmany, S. 407) zeigt die Männer in der Festtracht, jeder seine cinta in der Hand, aufgestellt um den Mann in der Mitte, der die Stange hält. Eine weitere Abbildung bei Capmany führt in den äußersten Nordwesten Spaniens, in die Gegend von Pontevedra (Galicia). Sie zeigt Teile einer Prozession in dem kleinen Ort Franqueira, unter anderem einen prachtvoll geschmückten Ochsenwagen mit dem Standbild der Mutter Gottes und eine Tänzergruppe, die aus drei Männern, drei Frauen und dem Träger der Bänderstange besteht. Alle Mitglieder der Gruppe sind festlich weiß gekleidet und trag n phantastisch ausgeschmückte Kopfbedeckungen, die Frauen Hüte mit breiten Krempen, die Männer tschakoartige Helme.

Die Beschreibung der katalanischen Formen des Bandltanzes kann sich an die monographische Darstellung anschließen, die ihnen Joan Amades⁷) hat zuteil werden lassen. Nach Amades wurde der Tanz in früheren Jahrhunderten in Katalonien allgemein in den großen Prozessionen, besonders in der Fronleichnamsprozession, aufgeführt. Nach der ältesten Ueberlieferung — Amades gibt leider keine Jahreszahl - wurde er merkwürdigerweise von einer Gruppe "Juden" getanzt. Später aber wurde aus dem "Judentanz" ein "Zigeunerinnentanz"; und diesen Namen — Ball de les Gitanes — führt der Tanz in ganz Katalonien noch heute. Amades kann sich beide Namen nur aus dem Mißverstehen des Tanzkostüms erklären, das man in älterer Zeit für jüdische Tracht, später für Zigeunerinnenkleidung hielt. Wie das Kostüm ursprünglich aussah und welchen Namen der Tanz führte, ehe er "Judentanz" genannt wurde, bleibt im Dunkeln, Außer dem Bandltanz wurden in Katalonien, wie überall in Spanien, die verschiedensten anderen Tänze in den Prozessionen mitgeführt. Der ursprüngliche kultische Sinn der meisten von ihnen wurde aber allmählich vergessen; sie erschienen als weltliches Beiwerk der Prozessionen. Im Jahre 1780 erging, wie Amades erwähnt, eine königliche Verordnung, die die Verweltlichung der großen Prozessionen bekämpfen sollte und darum alle Aufführungen und Tänze, die nicht ausgesprochen religiösen Charakter hatten, aus ihnen verbannte. Dieser Verordnung fiel an vielen katalanischen Orten auch der Bandltanz zum Opfer. Bis heute hat er sich trotzdem an einigen Orten in der Prozession erhalten.

Beispiel eines solchen Prozessionstanzes ist der Bandltanz in Moià (Vallès). Er wird in der Prozession zu Ehren des heiligen Sebastian getanzt, und zwar von sechs Männern, von denen drei als Zigeuner, drei als Zigeunerinnen gekleidet sind. Als siebenter nimmt eine Art Hanswurst, genannt "Pollo", teil, dessen Aufgabe ist, für Ordnung zu sorgen und den Tanz zu kommandieren; er ist übrigens nicht diesem Tanz eigentümlich, sondern eine stehende Figur auch bei anderen Tänzen und Festen in Moià. Der Tanz wird hier von Violinspiel begleitet. Die einfachste Form des von

⁶⁾ Enciclopedia Universal Esp. Bd. 7, Seite 221 f.

⁷) Joan Amades, El Ball de les Gitanes. Butlletí de l'Associació Catalana d'Antropologia, Etnologia y Prehistòria. Bd. 3 (1925), Seite 44 ff. Vgl. auch Francesc de P. Bové, El Penedès. 1926, Seite 45 ff.

der Prozession abgelösten Ball de les Gitanes findet sich in dem Dorf Les Preses (bei Olot). Die Musik, gespielt von Flöte und Trommel, besteht aus einem einzigen melodischen Motiv; der Führer, der "Cap de colla", eröffnet die Vorführung mit einem Springtanz, in dem er seine Virtuosität in den verschiedensten Sprungformen glänzen läßt. Dann nimmt er die Stange, und die übrigen Tänzer (sämtlich Männer, über deren Kleidung Amades nichts näheres mitteilt) führen den Tanz aus, indem sie die Stange umflechten ("fan llur dansa teixint el pal").

Reichere, ausgedehntere Formen des Tanzes finden sich (oder fanden sich früher) in anderen katalanischen Landschaften, im Penedès, im Camp de Tarragona, und Conca de Barbarà, schließlich im Priorat. Im Penedès kommt der Tanz in zwei verschiedenen Typen vor. Der eine Typus beschränkt sich auf die Stadt Sitges, der andere ist in den übrigen Ortschaften des Penedès verbreitet. In Sitges wird der Bandltanz am Feste des Ortsheiligen St. Bartholomäus aufgeführt; es wirken acht Zigeunerinnen und zwei Zigeuner mit, der eine von diesen beiden ist der Führer, der Cap de colla (dessen Amt es zugleich ist, vor dem Feste die Gruppe zusammenzubringen und ihr den Tanz einzustudieren), der andere ist der Estaquirot, der Stangenträger. Auch die Rollen der Zigeunerinnen, die lange weiße Röcke tragen, werden von Männern gespielt; alle schlagen Kastagnetten. Der Tanz beginnt mit einer Aufstellung in zwei Reihen, an deren einem Ende der Estaquirot, an deren anderem der Cap de colla steht. Die Vorführung wird durch eine in Versen abgefaßte Ansprache des Cap de colla eröffnet; er gibt der Freude Ausdruck, durch den Tanz zur Ehre und zum Ruhm des Heiligen beizutragen. Dann folgt eine "Passade" der Gruppe, ein von Kastagnettenspiel begleiteter kurzer Tanz, worauf alle zu ihrer vorigen Aufstellung zurückkehren, und nun finden acht Zwiegespräche in Versen statt, die die Zigeunerinnen der Reihe nach mit dem Camp de colla führen (Inhalt: Schilderungen des Zigeunerlebens). Nach jedem Zwiegespräch vereinigt er sich mit einer Zigeunerin, die gesprochen hat, zu einem Tanz mit schnellen Drehungen und hohen Sprüngen. Diesem Tanz des Paares folgt jedesmal die Passada der sämtlichen Zigeunerinnen. Zum Schluß bitten sie den Estaquirot, die Stange mit den Bändern zu präsentieren, und dann tanzen sie den Bandltanz, "cordò i trenilla", und zwar schreitend, nicht mit Tanzschritten (die hier in Sitges außer Gebrauch gekommen sind).

Musikalisch-tänzerisch weit höher steht jene Variante des Tanzes, die sich im Penedès außerhalb von Sitges erhalten hat, z. B. in Arbós. Hier kommen zu dem Führer, dem Stangenträger und den vier Paaren (vier Zigeunern und vier von Männern getanzten Zigeunerinnen) noch zwei weitere Tänzer hinzu, die "galerons". Die Gruppe zieht von Haus zu Haus um den Tanz vorzuführen. Beim ersten Satz der Musik findet nur ein Sichwiegen der Tänzer am Platze statt, bei der Wiederholung des Musikstücks setzt der erste Teil des Tanzes ein, das "fer cordò"; dieser Tanz wird immer wieder unterbrochen von dem Sichwiegen, entsprechend dem Anfangstanz. Dann folgt, wie in Sitges, als zweiter Teil das "fer trenilla": d. h. das Flechten wird fortgesetzt, aber so, daß jede Hälfte der Tänzerpaare beim Tanz mit den Bändern nur einen Halbkreis beschreibt, daß sie also das vorher geflochtene einheitliche Gewebe jetzt mit zwei Geweben, zwei Zöpfen, fortsetzt.

Dann treten die beiden galerons in Tätigkeit. Alle Tänzer drehen sich, ohne die Bänder loszulassen, so, daß sie nach außen blicken. Der eine galeron tritt vor eine der Zigeunerinnen, der andere vor die gegenüberstehende; jeder führt vor seiner Dame einen Tanz mit Kastagnetten auf, zum Schluß nehmen sie die Hände der Zigeunerinnen und knien vor ihnen nieder. Schnell erheben sie sich, tanzen mit ein paar Drehungen vor die nächste Tänzerin und tanzen vor dieser. So geht es weiter, bis jeder galeron vor jeder der vier Zigeunerinnen getanzt hat. Hierauf wird der Bandltanz wieder aufgenommen; das Doppelgeflecht wird aufgelöst, erst in Halbkreisen, dann in ganzen Kreisen. Den Schluß bilden hier die Ansprachen, die die einzelnen Paare der Reihe nach in Form von Zwiegesprächen halten; als letzter spricht der Cap de colla.

Aehnlich, mit Ansprachen und Zwiegesprächen durchsetzt, wurde der "Ball de les Gitanes" im Camp de Tarragona und im Priorat getanzt; doch ist der alte echte Bandltanz in beiden Gegenden seit langem nicht mehr getanzt worden. Eine Neubelebung des Tanzes in dem Dorfe Povoleda (Priorat) hat dazu geführt, daß er nicht, wie früher, von als Frauen verkleideten Männern, sondern von Frauen ausgeführt wurde.

Weiter südlich an der spanischen Küste, in der Gegend von Valencia, erscheint der Bandltanz unter dem Namen Granatapfeltanz, "Ball de la Magrana" (Danza de la granada). Er wurde in der Fronleichnamsprozession getanzt, ist aber seit der Mitte des 19. Jahrhunderts außer Uebung gekommen⁸). Auf der Spitze der Bänderstange war ein großer Granatapfel angebracht, der sich in dem Augenblick öffnete, wo am Schluß des ersten Teils des Tanzes das Geflecht fertig gestellt war. In dem offenen Granatapfel zeigte sich zwischen Flitter und Blumen die Figur eines Engels oder eine andere religiöse Darstellung, vor der sich die Zigeuner niederwarfen, indem sie auf diese Weise, wie Ruíz de Lihory sagt, "das vor dem Sakrament zu Boden gestürzte jüdische Volk darstellten". Hier also ist trotz des Zigeunerkostüms eine Erinnerung daran lebendig geblieben, daß der Tanz einst Judentanz hieß. Nach der Auflösung des Gewebes schloß sich der Granatapfel wieder. In einigen Dörfern dieser Gegend heißt der Tanz "Artischockentanz". Danca de la Carchofa. Die Artischocke auf der Spitze der Stange öffnete sich am Schluß des Tanzes, und ein Engel wurde sichtbar, der fromme Verse sprach (Man erinnere sich des Knaben in der Baumkrone auf der Borgiahochzeit: die Borgia standen in enger Beziehung gerade zu Valencia!).

Die Berichte über die "Zinta Dantza" bei den Basken bringen nichts besonderes. Sie wird dort von jungen Männern getanzt, und zwar bei feierlichen Anlässen. Schon um 1860 wird mitgeteilt, daß sie an manchen Orten in eine zusammenhängende Folge mit anderen (ehemals kultischen) Tänzen, z. B. dem Schwertertanz, eingereiht waren⁹). Eine merkwürdige Variante

⁸⁾ Ruíz de Lihory, Música en Valencia, Seite 130 f.

⁹⁾ P. de Gorosábel, Cosas Memorables de Guipúzoa. Bd. I, S. 435. — Im Baskenland gibt es einen Tanz, der dem Bandltanz ziemlich ähnlich sieht: der Taschentuchtanz (pañuelo dantza) in Otxagabía (Navarra). Die Gruppe der Tänzer (junge Männer und junge Mädchen), eng zusammengehalten, in der Mitte der "bobo", der Hanswurst, der die Zipfel sämtlicher von den einzelnen Tänzern hochgehaltenen Taschentücher in seiner Hand vereinigt, bewegt sich, leicht vorgeneigt, um den Dorfplatz. Plötzlich dehnt sich die

des Tanzes aber kann man zur Karnevalszeit in San Sebastián sehen. Auf der Spitze der Bänderstange ist ein großer, durch eine Glaskuppe verschlossener Milchtopf befestigt, und an Stelle der Bänder hängen von dem Topf Dutzende von Gummiröhren hinunter, durch die die Milch hindurchfließen kann. Zu diesem Milchspender kommen die Ammen des Ortes, jede mit einer Puppe und einem kleinen Gefäß; jede ergreift eine kleine Röhre und läßt etwas Milch in ihr Gefäß laufen. Dann legen alle Ammen die Puppen auf den Boden und vereinigen sich zu dem "Ammentanz" (inude dantza).

Jenseits aller örtlichen Verschiedenheiten in Spanien, jenseits der Verbindung der Formen des Bandltanzes mit christlichen Symbolen ist doch in vielen Fällen ein gewiß uralter Zug durch allen Formen- und Bedeutungswandel des Tanzes hindurch erhalten geblieben: er wurde von Männern in Frauenkleidern getanzt, so daß als drei wesentliche Züge sich herausheben: der Baum, von dem in Spanien freilich nur in einigen Fällen der die Spitze der Stange schmückende Blütenzweig sich erhalten hat; die Umflechtung und Wiederauflösung des Geflechts; das Umtanzen und Umflechten des Baums durch Männer in Frauenkleidung. Diese drei Züge geben dem Bandltanz seine historisch erfaßbare Eigenart. Die kult- und religionsgeschichtliche Deutung wird von ihnen auszugehen haben.

Die Wanderung, die den Tanz von Spanien aus über den Ozean geführt hat, brachte ihn zunächst nach den Kanarischen Inseln. Ein Bild aus dem Jahre 1925 (bei Capmany) zeigt, daß er auch in Tenerife den Männern vorbehalten geblieben ist. Zu dem (keine Variante von besonderer Eigenart bringenden) Text über den Bandltanz in Mexico, den Capmany dem Werke von Vicente Riva Palacio über "Mejico al través de los siglos" entnimmt, fügt er ein Bild hinzu "Danza de cintas americana conocida per 'ayllas', en Nuantajaya" (um 1850). Der Tanz wird von sechs Männern und sechs Frauen auf diesem Bilde getanzt. Der valenzianische Artischockentanz scheint hier ein Gegenstück (oder eine Nachfolge) gefunden zu haben: auf der Spitze der Stange sieht man eine überlebensgroße (wohl künstliche) Artischocke; außerdem tragen sämtliche sechs Tänzerinnen und außerdem die Frau, die die Stange hält, eine kleine Artischocke auf dem Kopf.

Etwas abweichend lautet der Bericht, den Dr. Hans Commenda in seiner Mitteilung über den "Bandltanz in Altmexico" einem englischen Buche entnommen hat¹⁰). Hier tanzen ihn zwanzig Männer, jeder mit

Gruppe aus, nach allen Richtungen, während der bobo stehen bleibt, die Zipfel festhaltend, und alle Tänzer und Tänzerinnen tanzen, ihre eigenen Zipfel über den Kopf haltend, um ihn herum, hin und her. Dann löst sich der Kreis auf, und sie tanzen hintereinander her, immer zwei mit einem Taschentuch einander haltend. Zum Schluß wird mit den Taschentüchern der (auch in anderen baskischen Tänzen sich findende) "puente" getanzt: unter dem Taschentuch des vordersten und dann der weiteren Paare tanzen alle folgenden Paare hindurch.

¹⁰) Das deutsche Volkslied. 32. Jg. (1930), Seite 70 f.

Papageien- oder Flamingofedern geschmückt, um einen bekränzten Pfahl. Aufgefallen ist dem Beobachter das rasche Tempo der Tanzbewegungen.

Ebenfalls aus einem englischen Reisewerke stammt die Erzählung, aus der K. Klier das Vorkommen des Bandltanzes in Venezuela ermittelt hat¹¹). Hier tanzten ihn (im Anfang des 19. Jahrhunderts) zwölf junge Indianer und ein "König" (also eine Figur, die dem spanischen maestro, jefe, cap de colla entspricht) gab die Zeichen für den Beginn und das Ende der einzelnen Tanzfiguren.

Zurück nach Europa! In der Provence hat sich der Bandltanz anscheinend bis in den Beginn unseres Jahrhunderts erhalten. Denn Henri Oddo, der ihn im Jahre 1902 in seinem Buche "La Provence" beschrieben hat, spricht von ihm als einem zeitgenössischen Brauch, obwohl er teilweise einen älteren Bericht fast wörtlich abschreibt¹²). Von seiner Vorlage abweichend, spricht er von der Tracht der Tänzer, die zur Hälfte aus Frauen, zur Hälfte aus Männern bestanden. Die Frauen tanzten in der Landestracht; die Männer trugen ein bändergeschmücktes, weißes Röckchen, auf dem Kopfe eine spitzenverzierte Kappe. Auch hier waren also die Frauen in die Schar der Tänzer eingedrungen; aber trotzdem hatte — wie auch in einem der erwähnten spanischen Fälle — der Tanzanzug der Männer die Erinnerung an die ursprüngliche weibliche Kleidung festgehalten.

Der Bericht, den nicht bloß Oddo, sondern schon vor ihm A. de Nore für sein Werk "Coutumes, Mythes et Traditions des Provinces de France" (1846) wörtlich benutzt hat, stammt von dem Comte de Villeneuve (1826). Dieser erwähnt weder die Zusammensetzung noch die Kleidung der Teilnehmer; er spricht nur von "les danseurs". Den Tanz, auf provencalisch "La Cordelo" genannt, beschreibt er ganz kurz¹³). Ein bemerkenswerter Punkt: er stellt die Vermutung auf, allerdings ohne sie zu begründen, daß der Tanz ebenso wie ein paar andere altertümliche Tänze der Provence, dorthin von den Hirten aus den Alpengegenden gebracht worden sei.

In noch früheren Zeiten als die Mitteilung des Comte de Villeneuve weist der Bericht zurück, den Desmichels im Jahre 1829 in den "Mémoires de la Société des Antiquaires des France" veröffentlicht hat¹⁴). Der Verfasser

¹¹) Zeitschr. des Vereines für deutsche Volkskunde, 35. Jg. (1925), S. 37 f. und 37. Jg. (1927), S. 17 f. — Dagegen fehlt dem indischen Tanz, den Victor Richar (Ein Netztanz in Ostindien. Das deutsche Volkslied, 28. Jg., S. 39) nach Herm. Wiele, Geheimnisse der Dschungeln (1925), mitteilt, ein wesentlicher Bestandteil des europäischen Bandltanzes: die Stange.

¹²) Henri Oddo, La Provence. 1902, Seite 6 f.

¹³) Comte de Villeneuve, Statistique du Départment des Bouches-du Rhône. Bd. III (1826), S. 209.

¹⁴) Desmichels, Notice sur la Danse des Olivettes. Mémoires de la Société des Antiquaires de France. Bd. 8 (1829), S. 217 ff. Desmichels teilt auch die Melodie des Tanzes mit.

erklärt ausdrücklich, sein Bericht stamme aus eigenen Erinnerungen; aber außer ihm habe der Baron de Ladoucette den Tanz, mit einigen Varianten, im Jahre 1824 in seinem (mir nicht zugänglich gewordenen) Werke "Troubadour. Histoire provençale" beschrieben. Nach Desmichels war der Tanz zu seiner Zeit noch in einigen Gegenden der provenzalischen Mittelmeerküste, besonders in dem kleinen, nicht weit von Marseille gelegenen Orte Signes, lebendig. Er wurde zusammen mit anderen Spielen und Veranstaltungen an dem Feste des Ortsheiligen getanzt, zu den Klängen des tambourin und des galoubet, und führte merkwürdigerweise dort den Namen "Danse des Olivettes", also einen Tanznamen, der in anderen Gegenden der Provence einem ganz anders gearteten Tanze zukommt. Die Beschreibung des Tanzes (Aufstellung im Kreise um die Stange; Ergreifen der Bänder; Wiegebewegung am Platz: erster Teil: tresser les rubans: zweiter Teil: délacer les rubans) weicht von der üblichen Form nicht ab. Aber der Tanz hat darin seinen archaischen Charakter bewahrt, daß er nur von Männern getanzt wird; diese sind mit engem Wams, mit weiten, faltenreichen Kniehosen, "ähnlich denen. die die Völker der Levante tragen", bekleidet. Wams und Hosen sind ebenso wie die Schuhe weiß. Auf dem Kopf tragen sie eine Art Helm, der mit Federn und Blumen geschmückt ist.

Diesen Bericht Desmichels' teilt Champfleury in seinem "Chansons populaires de la France" (1860) verkürzt mit (ohne Quellenangabe); den Namen gibt er mit leichter Veränderung: "Danse de l'olivette". Jedenfalls beweisen die drei selbständigen, aber im wesentlichen übereinstimmenden Schilderungen von dem Comte de Villeneuve, dem Baron de Ladoucette und Desmichels, daß um das 1820 der Bandltanz in der Küstengegend der Provence noch ziemlich verbreitet war.

Endlich beschäftigt sich Raoul Charbonnel in seinem großen Werke "La Danse" mit der "Cordella", wie er den Tanz nennt¹5). Er bringt eine Besonderheit: von der Spitze des Mastes hängen nicht bloß die Tanzbänder herab, sondern es flattern dort zugleich eine Menge bunter Schärpen im Winde: Schärpen, die als Preise für alle die bestimmt sind, die in den bevorstehenden Wettbewerben (Laufen, Tanzen, Singen, Springen usw.) die Siege davontragen werden. Getanzt wird er nach Charbonnel an den verschiedenen Dorffesten, und zwar gemeinsam von jungen Männern und jungen Mädchen. Provence et du Roussillon" (1922) an die "Danse de la cordelle" erinnert. Er gibt eine kurze Beschreibung, die sich an Villeneuve anzulehnen scheint, sagt aber weder wann, noch wo sie getanzt wurde¹6).

Die Verwandtschaft des südfranzösischen Bandltanzes mit den spanischen Formen ist jedenfalls nicht gering; und die zeit-

¹⁵) Raoul Charbonnel, La Danse, o. J. (Ende des 19. Jahrhunderts).

¹⁶⁾ Henry Aragon, Les Danses de la Provence et du Roussillon. Perpignan, 1922, S. 23. — Champfleury (Chansons pop. des Provinces de la France. 1860, S. 185) hat übrigens den Bandltanz auch durch eine englische Theatertruppe vorführen sehen, und zwar in Paris in den 1850er Jahren. Die Darsteller (Arlequin, Clown, Polichinelle, Cassandre, Colombine usw.) tanzten zunächst einen leidenschaftlich bewegten Rundtanz; dann bemächtigten sie sich der Bänder und umflochten die Stange, tanzend und springend, mit den verschiedenartigsten Mustern.

weilige politische Zusammengehörigkeit mag imstande sein, das Eindringen des Tanzes über die Pyrenäen hinweg zu erklären. (Andere, den Gebieten südlich und nördlich der Pyrenäen gemeinsame Tänze bekräftigen diese Annahme.) Villeneuves Vermutung, der Tanz sei in die Gegend der Rhônemündung von den Alpen her gelangt, steht auf schwachen Füßen. Denn gerade in den Westalpen ist keine Spur des Bandltanzes zu entdecken. Eine geographische Kontinuität zwischen dem Bandltanze der deutschsprachigen Alpengebiete und dem der iberischen Halbinsel läßt sich also nicht behaupten. Ihr geschichtliches Verhältnis zueinander bleibt eine offene Frage.

Berlin, Dezember 1935.

Wiese und Feld in Villgraten.

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien. (Schluß)

Der "Mune".

Der Bauer legt bei seinen Feldarbeiten vieles dem Mune (Mond) bei. So beim Anbauen. Da hat er lieber den aufnehmenden Mune, "daß die Aecker rögler (lockerer) bleiben", was für das Gedeihen der Früchte natürlich besser ist. Deshalb macht man auch das "Erpfl" (Erdäpfel) steckn" und "Erdpfl häufl" immer beim aufnehmenden Mune.

Die Arbeiten mit dem "Mist" (Dünger) werden dagegen alle beim abnehmenden Mune gemacht, wenn es sich tun läßt. So den Mist "in die Haufn fassn", er bleibt zu dieser Zeit fester. Den Mist auf das Feld tun, er geht dann mehr in den Erdboden. Ebenso im Frühjahr den Mist eggn oder rüahrn, auch da geht er fester in die Erde.

Der "Hof" des Mondes wird mit einer Verschlechterung des Wetters in Zusammenhang gebracht. "Heunt hat der Mune an Umikras", sagt man, "da werd es windig oder schlecht Wetter".

Der "Mune" hat nach Villgrater Glauben viel Bedeutung. Die Manderleut lassen sich die Haare vielfach beim au'nehmenden Mune schneiden, weil man da keine Kopfschmerzen bekommt. Viele behaupten allerdings, daß es besser sei beim a'nehmenden Mune wegen des Haarausfalls. Auch soll man die Fingernägel bei abnehmenden Mune schneiden, damit die Haut vorne bei den Nägeln nicht aufspringt. Brotbacken tut man lieber beim aufnehmenden

Mune, da "geht" der Teig besser. Die Wäsche wird wieder beim abnehmenden Mune gewaschen, da geht die Schwärze mehr ab, sagt man.

Wenn die Kinder längere Zeit in den "Vollmune" schauen, meint man, daß sie schillichn (schielen) oder gar erblinden müssen.

So tief wurzelt der "Gelabe" an den "Mune" heute noch, daß eine Villgraterin nachdenklich meinte: "'s ischt frei a so, daß der Villgrater mehr auf n Mune glaubt als wie auf n Herrgott".

Eine Beobachtung der Gestirne aus wirklichem Interesse an diesen seltsamen Erscheinungen ist dagegen den Bergbauern fremd, ja sogar unheimlich. "Sternbutze" nannte man das Rosele, weil sie sich für die Sterne verinteressierte. Sie hat sie in der Nacht oft betrachtet, die "Sense", die "Sichel", den "Siebner" und nach Sternenkarten in den Zeitungen gesucht. "Mein Vater hätt' mir die Ohren a noch ausgerissen, wenn ich es nicht gelassen hätt'. Alle haben mich ausgelacht, weil ich immer Sternschauen bin gangen."

Die Ernte.

"Wie am Medardus (8. Juni) das Wetter hält, So auch in die Ernte fällt."

"Bui, morgen tragsche 'n Vater Kornacha (Aehren) auf die Albe. Er soll sagen, ob Zeit ischt zum Schneiden." Diesen Auftrag gibt die Bäuerin erst Anfang August ihrem Sohne, der mit dem Vater auf der Albe ist, Hochwiese zu mahn, über den Sonntag aber ins Tal kam. Der Vater in der Albe soll die Aecha anschaun und sagen, ob das Korn schon "verkehrt" ist (das Gegenteil von grün). Und ob man schon herabgehen soll zu schneiden.

"Im Land draußen" (Sillian, Panzendorf) tun sie anfangs August Roggen schneiden. Weiter hinten im Tale erst Mitte oder Ende August. Der September ist bei den Bergbauern erst der rechte Erntemonat. Deshalb erreicht so oft der Schauer (Hagel) ihre ganze Kornfrucht. Zuletzt droht noch "die Reife" (Reif) im Herbescht.

Die Schnittage sind harte Arbeitstage bei den Bergbauern. Wer arbeiten kann von den Hausleuten, muß mithelfen. Die mittleren Bauern nehmen eine Schnitterin auf, ein armes Weibele, das sich zwei Schilling damit verdient und "a bissel eppes Bessers" zum Essen. Die meisten Bergbauern müssen das Getreide mit der Sichel schneiden. Auf dem unebenen Boden geht das nicht anders. Wie viele Male heißt es da sich bücken während eines Schnittages, vom Morgengrauen bis zum Feierabend! Das Schneiden ist mehr Frauenarbeit, die Manderleut binden die Garben und tragen sie zusammen.

Die Bäuerin fängt an, dann die Dirn, die zweite Dirn usw. Mit Kopftuich und Strohhuit bedecken sich die Frauen gegen die Hitze. Wer die "Oeberschte" ist, schneidet die letzte Garbe. So weit die Schnitterin beim Schneiden greift, das heißt man eine "Stelzn" (Mahdweite). "Wenn ich eines tücken will, mache ich eine schmale Stelze, dann komme ich ihr nach. Denn mit der breiteren Stelze kommt man längsamer weiter. Dann kann ich sie "ausschneiden". 's Ausschneiden ischt a Schimpf."

Die Garben der Bergbauern sind nicht groß. Gar kein Vergleich zu den schweren Garben der Getreidebauern in der Ebene! 60 Garben nennt der Bergbauer einen Schober. Nach Schöbern mißt er seinen Acker. Der eine Acker trägt 20 Schöber Gerste in einem guten Jahr, 15 Schöber in einem schlechten. Bald das Korn gedroschen ist, rechnet man aus, wie viel es vom Schober hat Galfern gegeben: Eine Galfer (ungefähr 12 Liter) mißt man mit einem hölzernen Galfermaß ab. Dann vergleicht man die Güte des Ertrages. Z. B.: Gerschte han mir so viel Galfern gekriagt, Rogge hat es weniger geben, Waze mehr usw. "Im Lande draußen", in der Drauebene, mißt man das Getreide mit Star (= 2 Galfern).

Jede Garbe wird mit einem "Band" zusammengebunden. Dazu legt man zwei dünne Büschel mit den Aehren gegeneinander und dreht durch eine geschickte Wendung einen Knoten. Dadurch gewinnt man ein Band von der doppelten Halmlänge. Mit einem ebenfalls geschickt geschlungenen Knoten wird die Garbe geschlossen. In Villgraten macht das Band der, der schneidet. Im Land draußen macht das Band, wer die Garben bindet.

Wo der Boden eben genug ist, stellt man zuerst die Schöber auf dem Acker auf. Erst nach ein paar Tagen kommen die Garben auf die Herpfe. Die meisten Bergbauern haben steile Felder. Sie müssen gleich "aufherpfn", was geschnitten ist. Der Binder bindet die Garben und legt immer drei zusammen zu einem "Stöckla". Dann macht er ein Balli von 30 Garben (= $\frac{1}{2}$ Schober). Zur Herpfe trägt man "nur" einen halben Schober, denn das sind griane Garben und deswegen gewichtiger. Von der Herpfe weg zum Dreschen trägt man dann einen ganzen Schober (60 Garben). "Einen Schober zwanzig"15) auch, wenn man ein Rantiger (Starker) ist.

Garbenballan machen ist auch nicht ganz leicht. Einmal die Acha, einmal den Kopf, so muß man die Halme legen, damit das

¹⁵⁾ Also 80 Garben.

Balli immer die gleiche Breite hat. "Sischt geht's Sal draus (schlüpft das Bindseil herunter)." Wer den Aufzug "g'recht" angelegt hat, führt die Balli damit zur Herpfe. Bei den größten Bauern fahren sie mit dem Schlitten über die schlüpfrigen, sticklen Abhänge. Viele müssen nicht nur ihr Heu, sondern auch ihre Brotfrucht tragen.

Das Bloch¹⁶) trägt man auf dem Kopf. Es gehört nur für Männer. Das Balli mit Strick oder Riemen ruht auf dem Rücken. Es wird von Männern und Frauen getragen. "Da in Villgraten hat man kein Roß, da muiß ma alles mit'm "Fleischwagen" führen (selber tragen)."

30 Garben legt man gewöhnlich auf. A Rantiger aber, dem ist das lei zu ringe. Der nimmt 40 Garben zur Harpfe. Wenn ein bissel a guites Jahr ist, haben auch die Mannsbilder genug zu tragen an einem halben Schober. Da heißt es "fescht heben". Während des Krieges haben alle Frauen Männerarbeit getan. Die Philomena zu Unterbichele hat alles allein heimgetragen, das ganze Korn und das ganze Heu. In den aufwachsenden Jahren, zwischen Vierzehn und Achtzehn! Ein schweres Magenleiden für ihr Lebtag war die Folge. "Da bin ich völlig nimmer über den Platz kommen vor lauter Schwar (Schwere)."

Ein garbenbeladener Schlitten würde so schnell zu Tal fahren, daß keiner das Lenken imstande wäre. Er wird deshalb an ein Seil gehängt. Dieses schlingt man um einen schweren Eisenhaken, der in die Erde getrieben wird. Am anderen Seilende gehen zwei Männer aufwärts und stemmen sich mit aller Macht gegen die wilde Geschwindigkeit des Schlittens an, in dem sie das Seil nur schrittweise nachlassen. Statt der Männer hängt man auch einen schweren Schlitten als Gegengewicht.

Vom Letzten, das man auf dem Felde schneidet, macht man eine größere Garbe. Die stellt man allein auf. Alle knien im Kreise herum und beten das Ablaßgebet (5 Vater unser, 5 Gegrüßt seist du, 5 Ehre sei dem Vater und den Glauben). Die schönsten Acha (Aehren), gewöhnlich ein Bischele von 3 Stück, gibt man jedes Jahr nach der Ernte hinauf zum Kreuz im Stubenwinkel.

Eins geht sorgfältig Acha au'klaubn. Gewöhnlich tut die Dirn "Roggenacker säubern".

Das rauhe Wetter, der steinige Boden, die steilen Abhänge machen dem Bergbauern das Brotgetreide schmal, besonders den Weizen und das Korn. Gerste und Hafer stehen oft auffallend schön, wenn sie der Hagel verschont. Ihnen schaden die kühlen Nächte nicht. Und fleißig jäten müssen die Leute, so lange die Saat noch klein ist. Sonst täten wilde Bergpflanzen den Acker überwuchern.

Der Klapf (Klappertopf) im Korn macht das Brot schwarz. Merkwürdigerweise ist ein arger Schädling des Getreides fast un-

¹⁶) Bloch = großes, viereckiges, rupfenes Tuch.

bekannt. "Hoier ischt der Rogge schöan", sagt der Bauer, wenn viel "Vaterkern" (Mutterkorn) an den Aehren hängt. Den Wühlschar oder Wuihleschar (Maulwurf) sieht der Bergbauer noch immer für seinen Feind an und stellt ihm mit dem Wühlschareisen nach, wo er kann.

Wenn die Ernte glücklich vorüber ist, hat der Bergbauer die schwerste Sorge des Jahres überstanden. Jetzt darf er eine Weile freier atmen und froher lachen. Vielleicht ist er deshalb bei der Herbst- und Winterarbeit lauter und heiterer. Auch diese Arbeit ist schwer, aber ihr Ertrag ist gesichert.

Herpfe und Hübla.

Wochenlang bleibt das Getreide auf der Herpfe. Hier soll es gut austrocknen vor dem Dreschen. Jeder Bergbauer "bascht'lt" sich seine Herpfn selber. Ein kleiner hat eine, ein mittlerer eine große oder zwei kleinere. Die paar Großbauern haben mehrere Herpfn, darunter vielleicht eine "Doppelherpfe", zwei Herpfen nebeneinander unter einem Dach. "A söllene ischt decht wie a ganzes Haus", versichert der Gaser Michele bewundernd. Er selber hat nie eine solche besessen. Hätt' sie auch nicht gebraucht bei seinem kleinen "Hamatl".

Die dicken Pflöcke für die Herpfensäulen brennt man unten an, daß sie nicht so bald verfaulen. Mit "Stützsäul", die schräg gegen die Herpfsäulen gestemmt sind, verhindert man das Umfallen des hohen Gerüstes. Einmal steht das dünne, dann das dicke Stangenende links und rechts hinaus bei der Herpfe.

Auf die neueren Herpf'n baut man ein Dach. Wer eine solche Herpfe hat, gibt darauf die besseren Garben und auf die ohne Dach die minderen. Eine Herpfe ohne Dach ist schlecht, sagen die klügeren; das Korn fault inwendig. Trotzdem haben viele Bauern kein Dach auf ihren Herpfen. Ja, sie bauen sogar neue Herpf'n für zusammengefallene alte auf — wieder ohne Dach. So viel lang braucht ein guter Gedanke, bis er in die Tat umgesetzt wird! In Sillian draußen haben die meisten Herpfen ein Dach; in Außervillgraten auch schon eine Anzahl. Aber in Innervillgraten gibt es fast gar keine Herpf'ndächer. Selbst der kleinste Fortschritt geht nur ganz langsam von außen nach innen.

Fast jeder Bauer bastelt sich eine hölzerne "Vöglratsche". Das ist ein Hahn, aus Holz geschnitzt. Weht der Wind, so dreht

sich sein Schweif mit Geklapper. Manchmal richtet sich der Bauer auch eine andere Ratsche, die Vögel zu vertreiben. Er hängt am Solder neben dem kleinen Hausgarten oder in der Nähe der Herpfe eine alte Sense und ein Blech so auf, daß sie der Wind aneinanderschlägt.

Das "Aufherpfn": unten "racht" man die Garben mit der Hand dem "Aufherpfer", höher hinauf mit einer kurzen Rachgabel¹⁷), noch höher hinauf mit einer längeren und ganz hinauf mit der längsten. Beim Garbenreichen kommt das Strohband genau in das Maul der Gabel. Der Aufherpfer steht mit einem Fuß auf einer Herpfenstange, mit dem anderen Bein kniet er auf dem "Harpfenstuehl". Zuerst tut er auf dem "Törl" aufherpfen (in der Mitte der Harpfe), dann auf dem "Steig" (die vorstehenden Stangen an der Seite). Die Herpfe bei einem Großbauerngut hat aber mehrere Törl.

Auch den Flachs legen manche auf die Herpfe zum Trocknen, mit den Früchten nach außen. Der Hanif (Hanf) muß gar ein Jahr lang auf der Herpfe trocknen, bevor er verarbeitet werden kann.

Um die vollen Herpfen macht man einen "Schwartnzaun", zum Schutz gegen das Vieh. "Was sie fress'n, ist nicht, aber was sie derreißn!" Es ist auch schon vorgekommen, daß ein Sturm die Garben von den Herpfen geworfen hat.

Die Garben bleiben auf der Herpfe, bis sie gedroschen werden. Das Stroh kommt dann in den Oberstadl (Firschtstadl). Im Winter und Langes sind die Herpfn leer.

Zum Trocknen gewisser Pflanzen muß man "Hübla schlagn". Auf Hübla trocknet man: Heu, Gruimat, Bohnen, oft den Flachs (bevor man ihn riffelt), "Erpfllab" (Erdäpfelstaude, wenn sie frühzeitig abgetan wird) und "Ruibnwadl" (die Blätter der weißen Rübe, aus der man das saure Rübenkraut macht). "Bal man 9 oder 11 (leere) Hübla z'sammestockt und dertragt, aft kriagt man zu heiratn, sischt nit!" Dazu muß eines nicht nur stark sein, sondern auch geschickt; denn die vielen "Hübla" müssen so ineinandergesteckt werden, daß der "Stock" auf der Schulter liegen bleibt. Das Sprichwort gilt für Männer und Frauen!

Ausschlagen und Dreschen.

Viele haben noch keine Dreschmaschine; sie dreschen mit Drischln (Dreschflegeln). Für den, der es kann, ist das Drischl-

^{.17)} Reichgabel mit zwei kurzen eisernen Zinken.

treiben nicht schwer. Ein Anfänger, oder einer, der beim Dreschen nicht aufpaßt; kommt leicht aus dem Takt. Ein solcher kann etwa gar "unterkemm", daß heißt, er bringt die Drischel nicht mehr heraus unter den andern. Neben einem solchen ungeschickten Drescher "Nachtmer" (Nachbar) machen, kann einem einen Geile (Beule) eintragen, wenn die Drischel auf den "Köpf" geht statt auf den Rogge.

Es gibt schon so Rantige, die mit der Drischel weit ausschlagen, daß sie oben an den Priagl (Balkendecke) stoßen. In manchen Häusern sieht man noch die Megge (Vertiefung) davon. Aber die Bergbauern sagen spöttisch von so einem: "Der bringt auch nicht mehr draus (aus den Garben) wie ein anderer".

Sechserdreschen¹⁸) ist nett. Beim Achterdreschen kommt man leicht aus dem Takt. Das Dreier- und Viererdreschen geht auch ganz gut, aber man ist so schnell wieder an der Reihe, daß es einem bald recht streng wird. Beim Drischldreschen legt man zuerst die Garben mit den Acha (Aehren) nach innen. Sind sie ausgedroschen, dreht man sie um, den Kopf nach innen. Man macht die Garben auf, tut die Bänder ausknitteln und legt sie zu den Garben. Die Garben werden aufgebunden und aufgeschüttelt. Wenns nicht genug dürr ischt, wird es aufgebreitet im Stadel, die Acha zusammen. Beim ginöetigen Dreschen schneidet man die Bänder auf, sammelt sie in einem Schurz, gibt sie auf einen Haufen und drischt sie allein. Bald es ausgedroschen ist, auch der Kopf, dann schüttelt man die Garben zu "Buschger" oder "Schabe" auf. Aus zwei Halmbüscheln macht man ein Band, damit "buschget" man. Als Schabeknüttel zum Zusammendrehen des Strohbandes nimmt man gleich den Bengel. Zum Schluß einmal auf den Kopf hauen — fertig ist der Buschger.

Das Stroh verfüttert man. Kein Bergbauer nimmt diese Kostbarkeit als Streu wie der Flach- oder Hügellandbauer.

Wer den letzten Drescherschlag macht, der ist "Boahnalte", weil man gewöhnlich die Bohnen zuletzt drischt. Auf Kirchtag soll alles fertig gedroschen sein. Sonst sind sie Sumser (Saumselige). Also gibt es einen großen Ginöet bei der Drescharbeit im Herbescht. "Auf z'lescht (zuletzt) werd toll ausgschafft." Wer das elektrische Licht nicht hat, fängt mit der Drescharbeit an, bis es Tag ist. Mit anderem Licht darf man nicht arbeiten im Stadl.

Wer eine Maschine hat, drischt alles, was nicht Saatkorn ist, damit. Nur Erbsen und Bohnen natürlich nicht, sonst werden die Körner zerschlagen. In der Dreschmaschine reißt man auch das Stroh recht her. Korn und Hafer hat man deshalb häufig ausgeschlagen, daß das Stroh gänzer bleibt. Für das Zot (Viehfutter) ist es so besser. Mit der Drischel derschlagt man Hafer nit aus. "Das ischt a Fakerei, bald man den gazen Rogge so derhudert (verrüttet) in der Dreschmaschine."

¹⁸⁾ Es stehen 6 Personen im Kreis. Oder acht, drei, vier.

Viele Bergbauern tun noch den "Rogge ausschlagn". Die Körner werden dabei geschont. In der Dreschmaschine würden ihnen die Spitzen abgeschlagen. Aber eine Arbeit ist es schon, sell wohl, die Garben auf den Stein schlagen, daß die Körner über die "Pritschn" (Holzgestell) sprutz'n. Lange muß einer hinschlagen, immer mit den Acha auf den Stein. Bald nicht mehr schutzt (wegspringt), dreht er um und schlagt wieder. Wenn die Mannischen Gerste ausschlagen, müssen sie Zoig von haarwan Tuiche haben, damit die Gratn nit so hang. Durch das Ausschlagen will man ganze, unzerbrochene Saatkörner bekommen. Nachher kommt das Nachdreschen oder das Gebengle. Es kann einer bengeln oder auch zwei. Jeder hat dazu einen Bengel, das ist "a bircha (birkener) Knüttel". Die eine Benglerin "treibt" (dreht) mit der einen Hand die Garbe auf dem Bengelstock19) von den Acha gegen den Kopf und wieder zurück. Mit der anderen tut sie bengeln, mit ihrem kürzeren, leichteren Bengel. Die andere schlägt mit einem schweren Bengel. Ausschlagen ist Männerarbeit, bengeln tun die Weiberleut. Statt bengeln oder nach diesem tut man auch "knittel", mit einem Knüttel die Garben abstreifen, daß die letzten Körner herausfallen. Das Korn wird mit Rechen zusammengeschoben und gereutert. Zweimal, zuerst mit der weiteren, dann mit a z'enger.

Den Mogn (Mohn) schneidet man in der Strohtruhe zu Futter. Die Stauden natürlich. Die Tschill (Samenkapseln) muß man über einem Bloch aufschneiden, daß der Sume (Same) nicht verloren geht. Oder man drischt den Mogn mit einer Drischel ohne Stiel. Die Guggln (Kapseln) legt man dazu auf ein großes Tuich und kniet beim Ausdreschen. Sonst sprutzt der Sume nach allen Seiten.

Im Herbescht ist auch Kraut hackn auf dem Krautbrett. Das Krautbrett wird auf ein Gestell gegeben. Die Krautschneider stehen dabei. Jedes hat ein ½ m langes Krautmesser in der Hand. Beim Krauthacken wird immer wieder aufgeschichtet. Zum letztenmale steckt man oben auf das gehackte Kraut eine Nelke. Wem die zufällt, der muß etwas zahlen. Sitzen dann alle beim vergnüglichen Mahle, sagt gewiß eines hintertückisch zu dem Uneingeweihten: "Du, gehen wir um die Krautreuter". Die gibt es natürlich gar nicht. Sagt der Ahnungslose ja, dann geht man zum Wirt und bringt Wein oder Schnaps. Der ja gesagt hat, muß es zahlen.

¹⁹) Der Bengelstock ist ein runder, großer Stock, wie ein Hackstock.

Das Kraut wird gesalzen, in ein Faß ingestämpft und in den Kelder gestellt.

Bergbauern-Mühle.

Der Bergbauer ist selber Müller. Hin und hin an den Bergbächen stehen die kleinen Bauernmühlen, im Blockbau aufgeführt. Am Ronnebach (er fließt eine Stunde weit von der Quelle bis zur Mündung in den Villgrater-Bach und ist kaum zwei Schritte breit) sind nicht weniger als elf Mühlen!

Eine "Mihle" gehört fast immer einigen Bauern miteinander, gewöhnlich dreien oder vieren. Jeder kann mahlen. Meist lernt er es von seinem Vater. Die Mühle und ihre "Inrichtung" ist zum größten Teil selbst gebastelt. Eine Holzrinne, der "Wasserhuisch", leitet das Wasser eines kleinen Baches zum "Kumpfrad" (oberschlächtigen Mühlrad). Unten im Tal am Villgraterbach muß der Bergbauer einen Augang (Wehr) machen, um das Wasser für die "Talmühle" zu stauen. Der Augang wird mit langen Bäumen gemacht, nicht mit Musl (diese sind nur 4 m lang). Die "Wiere" (Mühlgang), das durch eine gewöhnliche Bretterwand geschaffene Mühlgerinne, leitet das Wasser zum "Schauflrad" (unterschlächtigen Rad).

Durch sinnreiche, ganz einfache Anwendung von Kraftübertragung mit Welle und Zahnrad wird die senkrechte Drehbewegung von Mühlrad und "Wellebam" in die waagrechte Drehbewegung des Mühlsteines umgesetzt.

Der Bergbauer kennt die Hebelgesetze. Nicht in der Theorie, sondern in der Praxis. Mit einer selbstgebastelten Hebevorrichtung hebt einer allein den schweren "Lafer" ("Läufer", oberer Mühlstein) ab. Ist die Mühle schon lang gegangen, dann werden nämlich die Steine hal (glatt). Sie greifen zu wenig an. Mit der Mihlebille, einem Hammer mit Flachklinge quer zum Stiel, klopft der Bauer die Mühlsteine grob. Nach dem "Billen" macht er sie mit dem Krendlhammer feiner. Das ist ein Hammer mit einem breiten, gerillten Kopf.

Alte Leute wissen noch, daß man früher beim Mahlen Kleie und Mehl nicht geschieden hat. Ordentliche Spieße waren damals im Mehl! Jetzt haben die Bergbauern einen "Beutel" im Mehlkasten, der die Kleie absondert. 3—4 mal wird die Kleie durch die Mühle getrieben. Neben den Mühlsteinen ist durch eine senkrechte Vorrichtung ein Sieb eingeschaltet, damit die gröbste Kleie weggenommen wird. Diese Vorrichtung überträgt die schüttelnde Be-

wegung des senkrechten Zahnrades auf das Sieb, durch das das Mehl durchgeschüttelt wird. Die Kleie fällt seitwärts herunter. Durch das mehrmalige Absondern und Wiedermahlen erhält auch der Bergbauer dunkleres und helleres Mehl.

In den Bauernmühlen mahlt man "roggan, wazan, gerschten und habern" Mehl, aber auch "Bohnstrohleck, Heublumaleck, Taspliss'nleck²0) fürs Vieche". Da schaltet man den Beutel aus, weil nicht Mehl und Kleie geschieden wird. Manche Bauern haben eine Mühle für das Mehl und eine andere für das Leck. Meist sind ja mehrere Bauern an einer Mühle beteiligt. Mahlt ein Bergbauer Mehl und Viehleck in derselben Mühle, dann muß er besonders nach Bohnstroh- oder Taspliss'nleck die "Stane a'tian" (Mühlsteine abtun) und "furchtbar säubern, guit a'bürschtn". 's erste Mehl, so 30—40 Kilo, haben decht no' an bittern Gschmachn.

Willst du mit dem Bergbauern untertags etwas reden, dann ist das am leichtesten möglich, wenn er in der Mühle arbeitet. Körner oder Kleienmehl "aufschütten", das Gemahlene beim Mehlkasten wegräumen, mehr hat der Bauer nicht zu tun. Die andere Arbeit leistet das Wasser. Er schaut zuweilen beim kleinen Fenster neben der Eingangstür heraus auf den Weg oder sitzt auf dem Bankele vor der Mühle und tuit "a weng raschtn".

Manche Mühlen sehen vernachlässigt aus. Die "Wiere" ist vermorscht, daß mehr Wasser unten durch als zum Mühlrad rinnt. An diesem selbst fehlen sechs, acht Schaufeln, mehr auch noch. "Die mahlt ja nimmer richtig?" fragst du verwundert einen Bauern, der grad zum Mahlen herrichtet. "Wohl, wohl, mahlen tuit sie schon, aber längsamer." Sie gehört nämlich mehreren Bauern miteinander, die Mühle, und da meint jeder bei sich, den Schaden könnten die andern auf gleich richten.

Wenn es im Winter einmal weniger kalt ist, geht die Arbeit in den Mühlen und Sägen lange, bis in die Nacht um 10 Uhr oft. Mehl und Leck muß für längere Zeit voraus gemahlen werden. Wird es wieder sper (gefroren), dann geht kein Wasser her. Mühlen und Sägen stehen still.

Ere führn.

Heute ist ein trüber Septembertag. Sonst kann man nichts Rechtes machen. Also ist es zum Ere führn (Erde führen) oder

²⁰) Tasplissen = Nadeln der Fichten.

Ere au'tian (auftun, hinauftun). Manche Bauern lassen sich diese Arbeit bis in die Oktobertage. Geschehen muß sie bei jedem Bergbauern. So oft gepflügt wird, so oft muß der Bergbauer die unterste Furche an das obere Ackerland führen. Da die oberste Furche und dann jede nachfolgende nach abwärts stürzt, würde das Erdreich durch fortgesetzes Pflügen im Laufe der Jahre vom Berg zu Tal gestürzt. Deshalb das Erde führen. "Z'öberscht 'n Acker wird sie aufgeführt."

Der Radlbock wird in den Acker eingesetzt, das Eresal (Seil) über die Radltasche (Rolle) gelegt. Die hölzerne Radltasche ist sehr alt. Der Großvater hat sie schon im Bauernhaus vorgefunden. Viele Bergbauern haben jetzt neue eiserne Radltaschen. An der einen Seite hängt die Erekrutte, an der anderen wird die Kuih eingespannt.

Am unteren Ackerende arbeitet die Dirn als "Ereschöpfer". Mit der Wallhaue zieht sie sich einen geraden Riß im Erdreich vor. Dann schöpft sie mit der Schaufel und faßt in die "Krutte". Einen Ereschragn (Holzgestell) hat sie oft in die Erde gestellt, daß die Erekrutte aufgehalten wird und nicht darüber ausfährt hinunter ins Tal.

Ans Seil ist die trächtige Kuih gespannt. Die Bäuerin ist "Vorgeherin" und tuit die Kuih weisen, quer über den Acker. Zwei kleine Buiben laufen mit und tun auch weisen. Dabei lernen sie ein Stück Bergbauernarbeit. Die Kuih zieht, bis der Bauer "ho!" schreit. Er steht als "Ereauslaarer" beim Radlbock, leert die volle Krutte aus und läßt sie langsam wieder hinunter zur Schöpferin. Die Kuih geht herwärts, das Seil ist abgelassen (ausgespannt). Derweil die Dirn unten wieder Ere schöpft, tun die "klan Buibn unsetzn" (einspannen). Mit einem "Unsetznagl" befestigen sie das Seil am "Zigl".

Die Krutte geht hart und kreischt. Der Bauer hat sich "nicht darauf verstanden (vergessen) zu schmieren". In 14 Tagen wird die Kuih kalben. Aber sie "zoicht fescht". Der Bauer hat sie immer auf die "Wade (Weide) giahn gela't", sie ist das Gehen gewöhnt.

Auch für die Leut ist "Ere führ'n ka Schwindl" (= eine schwere Arbeit).

Der Haar und sein langer Weg.

Einen langen Weg geht der Haar (Flachs) vom Felde bis zum Menschen. Schon beim Säen fängt es an. Dazu hat man am liebsten den 6. Mai, "Johannes von der Pforte" gibt der Heiligenkalender für diesen Tag an. "Johannes von Aborte, da wachsts mit an Worte", reimen daraus die Villgrater. Im August, bald er reif ist, muß man den Haar "zoichn" (ausziehen). "Na in Schöber geben" zum Trocknen. Dann zu Haus riffeln, Samen und Gras zu entfernen. Der Leinsamen, "Linsat", ist ein gutes Viehfutter. Drei Wochen vor dem Kalb füttert man die Kuh mit gesottenem Linsat.

Angefeuchtet legt man den Haar auf das Feld. "Haar riaschtn (rösten)" heißt man das. Als trockener kommt er zum Brecheln. Nicht weit vom Haus ist das "Brechloch", eine ausgemauerte Grube. Darin wird ein Feuer gemacht. Obenauf legt man ein Holzgatter über das Loch. Darüber wird der Flachs "geröaschtet" (geröstet).

Schon am Vorabend werden "durre Tasn" (Aeste) ins Brechloch gelegt, daß man den nächsten Tag nur anzuzünden braucht. Es wär not, man tät einen Wächter dazu stellen. Denn so ein gerichtetes Brechloch reizt zum "Tückn" (Schabernack spielen). Entweder sind die Tasn am Morgen gestohlen oder in der Nacht fest mit Wasser getränkt worden. Oder es brennt auf einmal um Mitternacht ein helles Feuer aus dem Brechloch heraus. Alles ist froh, wenn das aufgeschichtete Holz am Morgen noch richtig im Brechloch liegt und nicht zu guter Letzt ein Regen darauf fällt als letzte Tücke.

Um 5 Uhr wird angezündet und über die Glut der Flachs gegeben. Immer ein Büschel kommt auf den Rost, der über dem Brechloch sitzt. Eines muß fleißig umdrehen, daß es gleich warm wird von allen Seiten. Die andern gehen ans Brecheln. In einem Bauernhaus sind gewöhnlich 4—5 Brecheln. Hat man zu wenig solche, so "leicht" man sie vom nächsten Nachtmer.

Meist tun Manderleut und Weiberleut die gleiche Arbeit beim Brechl. Nur wenn recht viel Haar zu brecheln ist, tun die Manderleut "zschangn", das ist das Grobe brecheln, die Weiberleut nach innen "schöan machen" (das Feinere brecheln).

Am Brechltag tut die Bäuerin "Krapfn bachn". Sind ja eine Anzahl fremde Helfer im Haus, denen man eine bessere Kost vorsetzen muß. Da hat die Michla Rosa vährt (voriges Jahr) etwas erlebt:

"Beim letzten Brecheln war der Bui vom Nachtmer da und hat geholfen. Er hat uns recht geschumpfen und mir ihm überschi gredet²¹). Und mir

²¹) Er hat uns lustige Spottreden gegeben und wir haben ihm immer in die Quer zurückgeredet.

einen recht groaßen Krapfn gemacht, alls Schnatzen (Lodenflecke) drin und Sagemehl! Großmächtig hat er hergesehen, der Krapfen! Bal' er aber drin hat gebissen, hat er ihn wohl verworfen und ganz wilde gefluicht dazui."

Beim Walder haben sie beim Brecheln auch Krapfen gebacken. Aber mitten drin ist ihnen das Schmalz ausgegangen. "Das hat uns nicht gemacht, das ischt uns glei lustig gewesen. Wir haben die Krapfen einfach in a Pfanne getun und im Rohr gebraten", sagt die Bäuerin.

Beim Brecheln ist es schon lustig, wenn lustige Leut zusammenkommen. Da macht jedes aus Haar ein "Kragele" (Strähn) und eines tuit das andere kragelen, den Strähn um den Hals schlingen. Wenn man einen kragelet hat, muß einem der eine Birne bieten. Oder versuchen, einen auch zu kragelen. Das lustige Nanele erzählt:

"Vährt war ich an vier Orten aushelfen beim Brecheln. Nirgends ischt es lustig gewesen. Nur bei einer Schulkameradin. Den ganzen Tag hätt ich sie sollen kragelen, nia hab ich sie derwuschn. Erst wie sie vor dem Essen Teller und Löffel aufgelegt hat, hab ich sie kragelet. Aber die Birne ist sie mir bis heute schuldig geblieben." Auch die Leni hat schon etwas Lustiges beim Brecheln erlebt: "Ich war auch einmal beim Brecheln aushelfen. Weil mich meine Freundinnen nicht derwuschen haben, beim Halse zu kragelen, haben sie mich gar bei den Füßen kragelen wollen." Die Michla Rosa ist einmal so gekragelet worden, wie sie gerade einen Stoß mit 12 Tellern in der Hand gehabt.

Für fremde Herrische flechtet man aus dem Haar einen Zopf, legt ihn auf einen Teller und überreicht ihn feierlich. Oder man legt den Zopf einem Herrischen zu Füßen. Der Beschenkte muß dafür etwas zahlen. Dann wird der Haar gehachelt. Beim Hacheln sind keine Männer dabei. Gewöhnlich tun es ihrer zwei Weiberleut. Eine sitzt auf einem Hachlstuhl und tuit hachl. Die Dirne sitzt gegenüber und tuit mit einem Stecke "Werch schüttl". Den Werch geben sie in einen Grant (Truhe) und einen Stein darauf, daß er gleimer (dichter) wird und die "Agl" (stachelige Teilchen) leichter abgehen. Was in der Hachel bleibt, ist der "Werch". Er gibt gesponnen das "rupfene Tuich". Der feine Haar wird extra gesponnen zu "haarwan Tuiche". Vorher tut man ihn "garndlan" (strähnen), gerade richtig für das Spinnrad.

Dann kommt das Spinnen daran. Das ist eine Weiberleutarbeit meist für den Winter. Werch und Haar ist zu spinnen und Wolle. Diese "klaner gespunn" (dünner Faden) gibt "Stumpfegarn" (Strümpfegarn). Wer mehr Wolle hat, tut auch "groaß spinnen" (dicker Faden) für "Lodegarn".

Das Garn muß der Weber in seinem Webstuhl weiter verarbeiten. Das ist entweder der Bauer selber oder ein Handwerker. Den gewebten Loden geben die Bergbauern zu einem, der ihn

"walcht" (walkt), dadurch wird er völlig wasserundurchlässig. Das haarwane Tuich muß der Weber "schlichten", daß es "nit a so hang (klebt). Sischt kann man nicht machen. Es werd alles a so "rach" (rauh). Die "Schlicht" (eine Suppe aus gutem Mehl) streicht der Weber mit einer Bürste auf die gespannten Fäden. Trocknet es ihm zu langsam, tut er mit einem "Wachtler" (Lederlappen) recht einen Wind machen.

Das bessere Hemd, die "Suntagspfad", die "Kirchnpfad" ist bei mannisch und weibisch aus haarwan Tuich. Werchtags tragt man die rupfene Pfad. Aus dem "Werch" gibt es recht a stupfende (stichelige) Pfad, weil die Sumagl (spitze Samenhüllen) nit weggehen.

*

Das ist die Jahrarbeit der Villgrater Bergbauern in Wiese und Feld; in der Durchführung und Benennung, in Sitte und Brauch oft ungleich der Bauernarbeit in anderen Gegenden. "Ja, ja", sagt der Villgrater nachdenklich, "man tuit überall anderscht und überall recht²²)".

Das Krapfenholz.

Von Dr. Josef Tomschik.

In der bäuerlichen Jahresarbeit werden vornehmlich jene Abschnitte festlich begangen, die mit der Einbringung der Ernte oder ihrer späteren Aufarbeitung zu tun haben. Im niederösterreichischen-steirischen Wechselgebiet sind eigentliche Erntefeste heute nicht mehr nachzuweisen. Dagegen hat sich — aber auch schon sehr vereinzelt — ein Brauch erhalten, der die Beendigung der Druscharbeit feiert. Die Drescher geben am Ende ihrer Arbeit der Bäurin das Krapfenholz, womit sie den Stadelhahn begehren.

Von diesem Brauch wissen alle Bauersleute der Vorkriegsgeneration zu erzählen, ein Zeichen, daß er damals allgemein in Uebung stand. Heute muß man Glück haben, noch irgendwo diesen Brauch aufzufinden. Aus Dankbarkeit für die Pflege alten Brauchtums sei der Name des Bauern genannt, bei dem ich das Krapfenholz als Sinnbild des Stadelhahnes vorfand. Der Bauernhof trägt den Hausnamen "Bruckenbauer" nach einem ehemaligen Besitzer, der aus Trattenbach kam und dort diesen Namen führte, weil er angeblich nur über einige Brücken zu seinen Feldern gelangen konnte. Seit über 100 Jahren ist dieser Bauernhof im Besitze der Familie Morgenbesser. Haus und Felder sind weit außerhalb der geschlossenen Siedlung zwischen

²²) Vgl. auch M. Lang-Reitstätter "Villgrater Sprichwörter", Oberdeutsche Zeitschr. f. Volkskunde 1933, Seite 155 f.

Feistritz und Kirchberg am Wechsel, auf einer ansteigenden Berglehne, die den Flurnamen Hasleiten trägt.

Sobald die Drescher merken, daß ihre Arbeit zu Ende geht, trifft der Tennmeister oder Körndlmoa — so wird der erste Drescher genannt — alle Vorbereitungen für die Herstellung des Krapfenholzes. Zunächst werden aus dem Holzschupfen ziemlich ebenmäßige, nicht allzustarke Holzprügel herausgesucht, sodann nach Maß in gleich große Stücke geschnitten und gespalten. Die so zugerichteten Holzstücke fügt der Tennmeister zu einem festen Rad oder Bund zusammen, indem er zweimal eine Drahtschlinge herumwindet. Schon vorher hat er im Walde einem kleinen Fichten- oder Tannenbäumchen den Wipfel samt der ersten Astreihe abgeschnitten. Daraus macht er, nachdem der Wipfel abgerindet und die Aeste bis auf kleine Ansätze abgeschnitten wurden, einen Quirl, Befindet sich unter den beiden anderen Dreschern, von denen der zweite Strohmoa und der dritte Aumküni heißt, ein geschickter Schnitzer, so obliegt diesem die Aufgabe, aus einem passenden Holzstück einen Kochlöffel zu schnitzen. Besitzt keiner der Drescher diese Fertigkeit, wird entweder aus der Küche der Bäurin ein noch nicht allzustark abgenützter Kochlöffel genommen, der durch Abschaben der Gebrauchsbräune ein neues Aussehen bekommt, oder es wird ein neuer Kochlöffel gekauft. Beide Kochgeräte. Quirl und Kochlöffel, werden in die Mitte des Holzbundes gesteckt und mit Bändern aus verschiedenfarbigem Seidenpapier geziert. Mit Seidenpapier wird auch das Holzrad ganz eingehüllt. Schließlich wird das so geschmückte Krapfenholz noch mit vergoldeten oder versilberten Aehren ringsum besteckt. Zur vollständigen Ausrüstung gehört aber noch ein Brief, der in Versen geschrieben ist und am Holzbund irgenwie befestigt werden muß. Dieser Brief enthält die Aufforderung an die Bäurin, den Dreschern den Stadelhahn herzurichten. Ich konnte folgende Fassungen feststellen:

> 's Krapf'nholz steht am Herd, weil der Tennmaster den Stad'lhahn begehrt. A Reiter voll Krapf'n, a Eimer voll Wein, das kunnt a prächtiger Stad'lhahn sein.

Am Tenn san ma firti, do is' nix mehr los, jetzt lust's ins um a Schöberl wie a Windmühl so groß. Und stundat a no a Bratl daneb'n, so lassat ma d'Bäurin glei dreimal hoch leb'n.

Dö Drescher, dö ruck'n mit 'n Krapf'nholz an, daß d'Bäurin den Stad'lhahn guat brat'n kann. A Rein voller Krapf'n, a Strud'l mit Mogn, do kunntat man alle "Vergelts Gott schön" sag'n.

Die Briefe sind aber nicht immer im bittenden Ton gehalten. Oft lauten sie sehr kategorisch, ja manchmal sogar drohend, wie z. B. der folgende:

Bäurin back Krapf'n, dö Drescher san do, sonst dresch ma Di samt Deiner Bratpfann o.

Wenn nun am Tenn die letzte Garbe ausgedroschen wurde, muß jener Drescher, der den letzten Schlag getan hat, das Krapfenholz in die Küche

bringen. Das ist gar nicht so leicht zu machen, denn die Bäurin und die Mägde, die trotz aller Geheimhaltung aus verschiedenen Anzeichen und Beobachtungen vom baldigen Ende der Druscharbeit wissen, haben angerußte Fetzen oder in Wasser getauchte Bürsten und Besen bereitgestellt, um den Krapfenholzbringer aus der Küche zu jagen, sobald er den Versuch machen sollte, ihre Schwelle zu überschreiten. Es muß daher getrachtet werden, die Weibsleute auf irgendeine Weise aus der Küche zu locken. Gewöhnlich wird im Stall oder im Hof plötzlich Lärm geschlagen, so als ob ein Unglück geschehen wäre. Gelingt diese List, so ist das Spiel gewonnen. Der Krapfenholzbringer stürzt, die erste Verwirrung geschickt ausnützend, in die Küche, stellt rasch das Krapfenholz auf den Herd und schreit dann aus Leibeskräften diesen kurzen Spruch: I stell 's Krapf'nholz auf'n Herd, daß d'Bäurin woaß, was si g'hört.

Lassen sich aber die Weibsleute nicht täuschen, dann allerdings muß der Drescher einen geschickten Kampf führen, wenn er nicht angerußt oder mit Wasser angeflitzt aus der Küche kommen will, was ihm natürlich lange Zeit Spott und Hohn eintrüge.

• Der im Brief begehrte Stadlhahn wird den Dreschern aber nicht sofort, sondern erst am Faschingsonntag vorgesetzt. Bis dahin steht das Krapfenholz als symbolische Mahnung in der Küche. Spendet dann am Faschingdienstag der Bauer etliche Krüge Most, freuen sich die Drescher besonders, denn der Trunk gehört zu jedem guten Festmahl.

Das Faschingeinziehen.

Von Dr. Josef Tomschik.

Der Fasching beginnt eigentlich nach dem Dreikönigstag. Im niederösterreichisch-steirischen Wechselgebiet leitet den Fasching ein merkwürdiger Brauch der Burschen schon am zweiten Weihnachtstag ein. Am Stephanietag will kein Bursche lange schlafen. Hat einer dennoch einen guten Schlaf und wacht nicht vor der gewöhnlichen Zeit auf, so wird ihm von seinen Schlafgenossen ein Teil seiner Gewandung, meistens Hose und Schuhe, gestohlen und auf einen schwer zugänglichen Ort im Freien aufgehängt, und zwar auf eine Giebelstange oder am Firstgrat des Daches oder am Schutzdach des Torbogens. Wird der Langschläfer munter, begrüßt ihn das Gelächter der Hausbewohner. Soviel der Arme auch fluchen und schimpfen mag, er bekommt seine Kleidungsstücke auf keinen Fall zurück. Er muß in Unterkleidung hinaus und seine aufgehängten Kleider selber holen. Pardon wird nie gegeben, auch dann nicht, wenn tiefwinterliches Wetter herrscht. Die Angst vor diesem boshaften Brauch geht soweit, daß viele Burschen am Vorabend ihre Schuhe vor dem Schlafengehen irgendwo im Hause oder in der Scheune verstecken und mit ihren Kleidern, also vollständig angezogen, zu Bette gehen, denn keiner will den Fasching einziehen.

Stubaier Volkstag am 12. Juli 1936.

Die Gemeinden des Stubaier Tales haben beschlossen, wieder wie in früheren Zeiten, alljährlich an einem Tage an einem Orte des Stubai ein Zusammentreffen aller Stubaier, und zwar zunächst am 12. Juli 1936 in Fulpmes abzuhalten, hiebei Tracht und Sitten, Einrichtungen und Fertigkeiten der Bewohnerschaft aufleben zu lassen und die alte Talgemeinschaft zu bestärken. Alle Freunde echten Volkstums und alpinen Lebens dürften an diesen Wiederaufleben alten Tirolertums ihre besondere Freude finden.

Hermann Wopfner,

dem Erforscher tirolischen Volkstums und Tiroler Geschichte zum einundzwanzigsten Mai 1936.

Hermann Wopfner vollendet am einundzwanzigsten Mai 1936 sein 60. Lebensjahr. Unter den Vielen, die ihn an diesem Tage beglückwünschen, möchte auch der Verein für Volkskunde in Wien nicht fehlen.

Die "Tiroler Heimat", die Hermann Wopfner nun seit ihrem Entstehen 1921 betreut und führt, gehört ja zu seinen liebsten Schöpfungen, um die er einen Kreis von Mitarbeitern und Schülern zur Erforschung tirolischer Geschichte und zur Pflege der Tiroler Heimatkunde geschart hat. Mögen dem verdienstreichen Forscher noch viele Jahre reichen Wirkens beschieden sein!

Literatur der Volkskunde.

A. Haberlandt: Die deutsche Volkskunde. Eine Grundlegung nach Geschichte und Methode im Rahmen der Geisteswissenschaften, M. Niemeyer-Verlag, Halle a. d. S., 1935, 160 Seiten.

Der Verfasser hat sich der Aufgabe unterzogen, den Werdegang der deutschen Volkskunde und den gegenwärtigen Bestand dieses Zweiges deutscher Wissenschaft darzustellen, der zwar zum größten Teile im Felde der Geisteswissenschaften liegt, aber gerade in Wesensbelangen auch mit den Naturwissenschaften zu rechnen hat. Verschieden sind die Antriebe, die im Laufe der Zeiten zur Beschäftigung mit volkseigenen Werten führten (1. Hauptstück): das Abstellen heidnischer Gebräuche (Bußordnungen), das Lob der Nation (Walther von der Vogelweide), Rechtspflege (Volksrechte, Weistümer), die gelehrten Studien der Humanisten (Altertumskunde im Anschlusse an die Germania des Tacitus, Weltbücher), überseeische Entdeckungsfahrten und Reisen in Eurasien (Anfang einer vergleichenden Volksund Völkerkunde), die Verachtung der "gebildeten" Aufklärer und die romantische Gegenbewegung. Schließlich stehn am Beginne des 19. Jahrhunderts Jakob und Wilhelm Grimm als Grundbereiter, hinsichtlich ihrer Leistungen auf diesem Gebiete auch heute noch nicht im vollem Umfange erfaßt, und um

die Mitte W. H. Riehl, mit dem Blicke für die Gesamtheit volkstümlicher Lebenswerte, als Begründer einer eigenständigen Volkskunde da.

Ein Ausspruch des Conrad Celtis überrascht (Seite 14), der uns den "deutschen Erzhumanisten" von einer ganz anderen Seite beleuchtet: "Einige freilich rühmen sich, Gallien und Spanien, beide Sarmatien und Pannonien und sogar überseeische Länder durchwandert zu haben. Ich aber achte nicht geringerer Ehre wert den deutschen Gelehrten, der das Gebiet seier Muttersprache eifrig beobachtet, sowie die Menschen, die darin wohnen, ihre Gebräuche, Sprechweisen, Religionen, auch ihr Gebaren und ihre Leidenschaften, ihrer Körper verschiedene Formen".

Das 2. Hauptstück beschäftigt sich zunächst mit der Zielsetzung und Begriffsbildung, dann mit der Bestandaufnahme und deren Auswertung, die zunächst Einzelerscheinungen wie Haus, Tracht u. dgl. betrifft, sich aber auch auf das lebensvolle Ganze in der Erscheinung von Arbeit, Festbrauch, Persönlichkeit und Geisteshaltung zu erstrecken hat. Im dritten Abschnitte "Bearbeitung der Quellen und Wesensschau" behandelt der Verfasser zunächst die Beschaffenheit der Quellen und ihre Kritik, die Ordnung der Denkmäler zu einem Aufbaue und kommt schließlich auf Grundsätze und Lehrmeinungen zu sprechen. Im Sinne einer Geschichte der Volkskunde ist dieser Abschnitt notwendig und muß sich getreu an das Vorhandene halten, ist aber nicht befriedigend, woraus dem Verfasser kein Vorwurf erwächst. Auf dem Gebiete der Volkskunde herrschen derzeit derartig viele einander widersprechende Lehrmeinungen, daß wir von einem Aufbaue der Volkskunde nicht sprechen können. Wir stehn unter dem Einflusse von künstlichen Einteilungen, wie das Linnésche System der Botaniker es war, und können erst auf naturgegebener Grundlage einen Aufbau vollziehen, womit wir, durch die Sache selbst bedingt, an die Naturwissenschaften anschließen.

Eine Uebersicht über die Hilfswissenschaften der Volkskunde bildet den Schluß.

Zusammenfassend ist hervorzuheben, daß der Verfasser auf dem gedrängten Raume von 152 Seiten ein Buch über alles Wissenswerte auf dem Gebiete der Volkskunde unter Auswertung eines umfassenden Schrifttumes in einer Gründlichkeit vorlegt, wie wir ein solches bisher nicht besessen haben, das aus diesem Grunde dauernden Wert behalten wird, sowohl als beratender Weiser für die lernbeflissene Jugend als auch als Ausgangspunkt für wissenschaftliche Ergründung.

K. Spieß.

Volkslieder aus Oesterreich. Ausgewählt und herausgegeben von Gustav Moissl und Curt Rotter. Klavierbegleitung von Gustav Moissl. Wien, 1935. Universal-Edition A.-G. 54 Seiten.

Fünfzig Volkslieder aus allen Bundesländern und aus Wien werden hier dem praktischen Gebrauch vorgelegt, einstimmig und mit Klavierbegleitung gesetzt. Im großen und ganzen ist die Auswahl sehr gut getroffen. Warum 28 "Kommt ein Vogerl geflogen" und 35 "O du lieber Augustin" drin stehen, ist nicht ganz klar. Den Liedern sind fußnotenartige Erklärungen beigegeben, welche einiger liedgeschichtlichen Ergänzung bedürfen. So hat das Wachauer Schifferlied (8) mit der Balkanschiffahrt nichts zu tun, sondern

ist von einem bayrischen Soldatenlied des Jahres 1833 ausgegangen (Aug. Hartmann, Historische Volkslieder und Zeitgedichte III, 275). Das "heidi pupeidi" heute noch auf griechische Reste zurückzuführen (18), erscheint kaum mehr statthaft. "Znagst hon i a Roas tan" (45) stammt nach Klier (Jahrbuch für Volksliedforschung II, 157) von Klesheim. So und noch weiterhin wären wohl die Fortschritte der Volksliedforschung bei derartigen Ausgaben zu berücksichtigen. Als schöner, zweckmäßiger Ausgabe soll der Sammlung ihr Wert jedoch nicht bestritten werden.

Leopold Schmidt.

Die Brüder Grimm. Ewiges Deutschland. Ihr Werk im Grundriß. Herausgegeben von Will Erich Peuckert (Kröners Taschenausgabe, Bd. 139), Alfred Kröner-Verlag, Leipzig. 1936. 462 Seiten, RM 4.—.

Mit ehrfurchtsvoller Hand ist Peuckert an das unendliche Lebenswerk herangegangen und hat in behutsamer Auswahl aus Werken und Lebenszeugnissen hier einen Querschnitt — eher als einen Grundriß — entstehen lassen, der einer großen Oeffentlichkeit die Möglichkeit gibt, die unglaubliche Leistung der Grimms einschätzen zu können. Aus den bekannten, wie besonders aus den unbekannten Schriften sind glänzend ausgewählte Proben genommen, die dem großen Leserkreis fast unzugänglichen kleineren Schriften der Brüder sind ausgewertet. Proben aus dem Wörterbuch und aus anderen, rein wissenschaftlichen Werken, zeigen, wie geist- und lebenerfüllt dieses Werk in seiner Gänze ist. Die verbindenden Texte Peuckerts deuten nur jeweils auf die Perlen-hin. Daß Selbstzeugnisse in hohem Maße herangezogen wurden, trägt zur Verdeutlichung des geistigen Werdeganges dieser Unsterblichen ausschlaggebend bei. Leopold Schmidt.

J. v. Negelein: Weltgeschichte des Aberglaubens. 2. Bd. Haupttypen des Aberglaubens. 441 Seiten. Berlin, W. de Gruyter, 1935.

Der Reihe nach werden in der im wesentlichen psychologisch analysierenden und typisierenden Arbeit abergläubische Vorstellungen bei den verschiedenen Völkern des Altertums, Aegyptern, Babyloniern, Palästinensern, Römern, Griechen, weiters im deutsch-germanischen Bereich, bei Finno-Ugriern und Samojeden, behandelt. Die charakterisierende Auswahl unternimmt die Reihenbildung und Gruppierung an Hand der Gegenstände des Aberglaubens und gibt in die Bedeutsamkeit besonderer Umstände bei ihrer Anwendung mit leicht faßlichen Beispielen und handsamen Erläuterungen Einblick. Kultur geschichtliche Ansprüche erhebt sie nicht, dagegen entwickelt sie ihre Grundauffassung aus einer anerkennenswerten sittlichen Einstellung zum Gegenstand.

A. Haberlandt.

Beiträge zur Kenntnis der steinzeitlichen Musikinstrumente Europas von Otto Seewald (= Bücher zur Ur- und Frühgeschichte, herausgegeben von O. Menghin II). Verlag A. Schroll & Co., Wien, 1934.

Von den Instrumenten der Steinzeit ist nur das erhalten, was sich durch sein Material beständig genug erwies, also das aus Stein, Knochen oder gebranntem Ton Erzeugte; alles andere, aus Holz, dann in Verbindung mit Tierhäuten, -Blasen und -Sehnen Hergestellte ist unserer Kenntnis verloren. Das Blasen und Pfeifen mit Hilfe grüner Bätter oder von Grashalmen, das Zurichten von Weiden- und Hollunderflöten und die Verwendung von Schilfrohr zu Langflöten können wir auch dem steinzeitlichen Menschen zutrauen. Mit den urgeschichtlichen Musikinstrumenten hat man sich erst in der jüngsten Zeit systematisch beschäftigt, und es kann als sicher angenommen werden, daß manches Wertvolle infolge fehlender Deutung unbeachtet geblieben, ja verloren gegangen ist. Es hat ja nicht jeder Grabende die nötige Kenntnis der Volks- und der primitiven Musikinstrumente; außerdem ist etwa eine Art rückschauender Phantasie nötig. Am besten verbindet sich wohl der Paläo-Ethnologe mit einem Fachmusiker, wenn er auf diesem Gebiet sicher gehen will, wie dies Dr. K. Absolon und Dr. H. Kaschlik getan haben (siehe deren bebilderten Aufsatz "Die ältesten Musikinstrumente der Welt in Mähren entdeckt" im "Brünner Tagesboten", 19. IV. 1936). Abgesehen von der fachlichen Grundlage, soweit sie das Urgeschichtliche betrifft, also Fragen der Echtheit der Stücke, Altersbestimmung und Zugehörigkeit, könnte man folgende drei Anforderungen an Forschungen dieser Art stellen: einwandfreie Abbildungen (hier begnügt sich Seewald mit illustrationstechnisch veralteten Strichzeichnungen); eindeutige Bestimmung der Fundstücke als Tonwerkzeug oder mögliches Tonwerkzeug; Feststellung der Tonhöhe, bezw. der Tonreihen, unter Umständen auch Feststellung oder wenigstens Theorie der Spieltechnik (in diesem Punkt sind Absolon/Kaschlik in ihrer erwähnten Karl M. Klier. Arbeit vorbildlich).

Tönende Volksaltertümer. Von Hans Joachim Moser. Max Hesses Verlag, Berlin/Schöneberg 1935.

Der durch seine "Geschichte der deutschen Musik" bereits weiten Kreisen bestbekannte Verfasser gibt uns hier ein wahrhaft volkstümliches Buch, dem man, ähnlich etwa dem Werk von Bücher "Arbeit und Rhythmus" etliche Auflagen vorhersagen kann. Moser faßt erstmalig jene musikalischen Kleinigkeiten der Volksüberlieferung zusammen, die in Sammlungen und Veröffentlichungen aller Art so nebenher laufen. Für den praktischen Gebrauch sind sie meist unbrauchbar, d. h. ein Tonsetzer oder ein Gesangverein findet daran kein dankbares Material. Aber wieviel Wichtiges und Unersetzliches gibt es gerade hier! Hoffen wir, daß dieser Anfang Früchte trage und zur weiteren Aufzeichnung und Bekanntgabe einschlägiger Dinge anrege! Uns in Oesterreich kann an dem Buch besonders erfreuen, daß es die Wiener Veröffentlichungen, besonders aus der Zeitschrift, "Das deutsche Volkslied" reichlich heranzieht. In den drei großen Abschnitten "Durchs Volk", "Durchs Jahr" und "Durchs Leben" zieht eine bunte Fülle deutscher Brauchtumsmusik an uns vorbei. Zuletzt sei nur bemerkt, daß die Bildbeigaben besser gewählt K. M. Klier. sein könnten.

Landschaftliche Volkslieder: Heft 17. Thüringische Volkslieder, herausgegeben von C. Hartenstein. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar.

Heft 28. Deutsche Volkslieder aus dem rumänischen Banat Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von Johannes Künzig. Verlag Walter de Gruyter, Berlin.

Thüringen ist als eine der sangesfreudigsten Landschaften des Deutschen Reiches bekannt. Der hervorragende Sammler Hartenstein hat aus seinem reichen Schatz eine reiche und wertvolle Auslese geboten. Erzählende Lieder, ein altes Fastenlied und einige Liebeslieder zeigen uns die ernste Seite. Besonders hervorzuheben ist das Lied "Im Sommer, wenn der Kuckuck schreit", eine auch in den deutschen Sprachinseln des Ostens gesungene Form des Kuckucksliedes. In der zweiten Hälfte - Ehespott, Ständelieder und Tanz - herrscht heitere Fröhlichkeit vor. So manches dieser Lieder, z. B. "Juchhe, Tirolersbu", und die Jodler erinnern an unser alpenländisches Liedgut.

lede neue Volksliedsammlung aus einer deutschen Sprachinsel bestätigt wieder, daß sich in diesen Gebieten altes Volksgut in überraschender Fülle erhalten hat. Leider fanden sich bis jetzt nur wenige Sammler, die sich der Sprachinselforschung widmen. Ich verdanke viele freudvolle Stunden der Arbeit im Südosten, die auch durch die ständigen Schikanen der Behörden und durch Belästigungen engstirniger Chauvinisten nicht getrübt werden konnten.

Prof. Künzig hat die Erforschung des deutschen Volksliedes im rumänischen Banat in die Wege geleitet; was den Sammler dort erwartet, zeigt das 28. Heft der Landschaftlichen Volkslieder. Wir finden darin die Ballade vom Ulinger, von der Nonne (in zwei Lesarten, auch in der im Südosten häufigen Form "Der Sommer ist gekommen, du hast mich nicht genommen"). Besonders hervorzuheben ist die schon seltene Ballade vom verspielten Kaufmannssohn, Auch das Lied von der verkauften Müllerin wird gesungen. Unter den Liebesliedern finden wir vertreten "Die Erde braucht Regen", "Schönster Schatz, verzeih es mir", "Schatz, ach Schatz, reise nicht so weit" (etwas abweichend), und viele andere. An die Zeit, als die Rekruten noch durch Auslosung bestimmt wurden, erinnert das "Zettelziehen". Ueberhaupt fallen unter den Soldatenliedern wenig bekannte Beispiele auf. Selbstverständlich wird das im ganzen Südosten beliebte "Das Jagen, das ist ja mein Leben" auch im Banat gesungen, ebenso das Lied vom Wasser und Wein. Bei gesellschaftlichen Zusammenkünften erklingen heitere Weisen: "Jetzt fahrn mer übern See", die Aussteuer der Bauerntochter, der Klosterzins und das Spatzennest. Und von der Liebe singen sie:

Fresch und Krotte kenne hupse. aber alti Weiber net: Laub und Gras, das muß vertruckle, heut krepierst von lauter Liebe aber unsre Liebe net.

Gest'r han i dich erscht kenne g'lernt, wie dei Herz beschaffe is, on morje liebscht du, wen du g'siescht.

An der Besiedelung des Banates wirkten verschiedene deutsche Stämme mit; an ihren heimatlichen Sitten und Liedern haben sie zäh festgehalten. Die Steirer im Banater Erzgebirge verraten sich durch "Blaue Fensterl", "Die Gamserl schwarz und braun" und "Wenn i auf die Alma geh".

Ich kann aber nicht schließen, ohne die ausgezeichnete Bebilderung von Franz Ferch zu rühmen; vortrefflich werden Landschaft und Bewohner dargestellt und geben uns einen Begriff von dieser deutschen Sprachinsel. Karl Horak.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Das Volksschauspiel des Burgenlandes.

Von Leopold Schmidt, Wien.

Die Volksdichtung des Grenzlanddeutschtums, das heutigen Burgenland und im angrenzenden Westungarn wohnt, ist seit langer Zeit sammlerisch erfaßt und von einer volkskundlich eingestellten Literaturwissenschaft auch schon ansatzweise bekannt gemacht. Die Anfänge der Forschung auf dem Gebiet des Volkschauspieles gehen auf den Entdecker des Volkschauspieldorfes Oberufer, Karl Julius Schröer¹) zurück, der nach seinen Veröffentlichungen über Oberufer und Preßburg auch an dem Volkschauspiel südlich der Donau Anteil nahm und von weit mehr Spielorten Kenntnis hatte als die heutige Forschung. Schon in seinem ersten Werk jedoch, das anhangweise das gesamte oberungarische und westungarische Deutschtum in Stichproben seines Volkschauspieles zur Kenntnis brachte, veröffentlichte er auch ein Volkschauspiel aus dem südlichen Burgenland, nämlich das Oberschützener Sternsingerlied. Auf das Hauptspielgebiet des nördlichen Burgenlandes wurde erstmalig durch die Dissertation Markus Heinzels²) hingewiesen, die freilich bloß eine von Polemik gegen Schröer erfüllte, unzulängliche Mitteilung aus der Sammelarbeit des Benediktiners Remigius Sztachovics3) darstellt. Dieser veröffentlichte bedauerlicherweise die von ihm gesammelten Spiele nicht, doch blieb seine Sammlung erhalten. Dagegen scheinen die Sammlungen des Bischofs Haas⁴) wie die Johann Ebens p a n g e r s 5) verloren zu sein und die Nachrichten Johann Nagls geben keinen vollwertigen Ersatz dafür. Erst mit dem Neueinsetzen der Sammeltätigkeit in den letzten Jahren konnte durch Karl Horak⁶) ein bedeutender Schatz an Volkschauspielen geborgen werden, der nun zusammen mit den einst von Sztachovics gesammelten Handschriften die Grundlage einer umfassenden Veröffentlichung der Volkschauspiele des Heidebodens bilden wird.

Die Verarbeitung des so vielfach gesammelten Stoffes konnte infolge der Unzugänglichkeit der Handschriften kaum von statten gehen. Dennoch sehen wir in der vielseitigen und stets auf den Zusammenhang von Dichtung und Volkstum bedachten Darstellung bei Nagl-Zeidler-Castle⁷) eine umfängliche Darstellung, die sich vor allem noch auf die Ebenspanger-Sammlung stützen konnte. Dagegen stützt sich Bela v. Pukansky⁸) nur auf Schröers Darlegungen über Oberufer, wodurch die seit Nagl schon ersichtlichen Zusammenhänge vernachlässigt erscheinen. Nachdrücklich weist erst Hans Moser⁹) mit großer Kenntnis der Gegenwartsforschung auf den

Stand der Sammlung hin. Sein Forschungsbericht bildet den direkten Anlaß, vor einer Textausgabe der Heidebodenspiele die Probleme des burgenländischen Volkschauspieles in größerem Zusammenhang zu erörtern. Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß das Schrifttum hierüber bereits zweimal bibliographisch zu erfassen gesucht wurde, nämlich 1927 durch Karl M. Klier¹⁰) in kritisch sichtender Weise und 1935 durch Heinrich Réz¹¹). Beide Nachweisungen sind nicht ganz vollständig.

Das Burgenland wurde in verschiedenen Schüben seit der Karolingerzeit besiedelt; die Deutschen der einzelnen Teile stammen aus verschiedenen Heimatlandschaften¹²). Bei dem vorhandenen Volkschauspielgut wird es sich stets darum handeln, Zuteilungen an eine bestimmte Besiedlerschichte vorzunehmen. Dabei mag es zweifelhaft sein, ob die Neusiedler jeweils ihre Schauspiele aus der Heimat mitbrachten oder ob sie aus irgendeiner Quelle ihnen zugemittelt wurden. Jedenfalls bildet dieser schmale Grenzstreif als wenig aufgeschlossenes Gebiet, in dem sich zufolge einer langandauernden Absperrung viele Volksgüter bewahren konnten, ein Problem des zähen Festhaltens an Spielen und Spielbräuchen, wie es kaum eine andere Landschaft bietet. Im nachfolgenden soll vom Spielbrauchtum fast gänzlich abgesehen werden und nur die textliche Seite der Schauspiele untersucht werden, da sie am deutlichsten Zusammenhänge und Besonderungen, welche das burgenländische Spielgut mit dem anderer Volkschauspiellandschaften verbinden, aufzuzeigen vermag.

Ohne zunächst auf die innere Zusammenordnung des vorhandenen Spielgutes einzugehen, lassen sich zwei Hauptformen, nämlich Umzugspiele und Stubenspiele feststellen. Beide fallen in das Gebiet der brauchtumgebundenen Spiele, da die ältere Trennung in weltliche und geistliche Spiele nach einem ziemlich äußerlichen inhaltlichen Gesichtspunkt heute überwunden erscheint, und Spiele aus beiden Stoffgebieten in das Brauchtum einbezogen erscheinen. Die früher als "weltlich" bezeichneten Spiele gehören, wenigstens in den hier vorhandenen Formen (Faschingspiel) von vornherein den Brauchspielen an und jene geistlichen Spiele, welche ursprünglich nicht an ein Fest gebunden waren (Lazarusspiel), sind es im burgenländischen Spielbrauchtum geworden, wenn sie, wie in Ragendorf, der Dreiheit der Spiele der Weihnachtszeit eingegliedert wurden. Auch die Fastnachtspiele von Stubenspielart erscheinen in ihrer Eigenschaft als Nachspiele in diese Bindungen einbezogen. Die unterscheidenden Kriterien Umzugspiel — Stubenspiel — Großspiel bewähren sich dagegen bei der vom Stoff getrennten Betrachtungsweise des Spiel-

gutes der einzelnen Landschaftsteile. Die Heanzen und Panzichter, also die Bewohner des mittleren und südlichen Burgenlandes wie der Oedenburger Gegend, besitzen anscheinend nur Umzugspiele. Die Heidebauern dagegen führen hauptsächlich Stubenspiele auf. Von Großspielen sind uns keine Texte bekannt, falls nicht das Spiel vom Jüngsten Gericht in Großspielform aufgeführt worden sein sollte. Wahrscheinlicher dünkt es bei den mehrfach genannten Passionsspielen, die jedoch nicht erhalten sind. Durch diese Kriterien ist zugleich auch der Versuch der Altersschichtengliederung gemacht. Die Mehrzahl der Stubenspiele läßt sich wohl in die Renaissance zurückführen und hängt mit Dramen der Reformationszeit zusammen. Die Umzugspiele christlichen und außerchristlichen Inhalts werden allgemein auf ältere Grundlagen bezogen und lassen sich zumindest von spätmittelalterlichen Formen nicht trennen. Die Großspiele dagegen scheinen am meisten von der Oberschichte beeinflußt und dürften erst seit der Gegenreformation häufiger werden. Wenn sie im allgemeinen kurzlebiger erscheinen als die anderen Spielgattungen, so ist es offenbar auch im Burgenland ähnlich.

Die vorgenommene Zuordnung der Spielgattungen an die Landschaftsteile ermöglicht es nun, im folgenden die Spiele nach dieser Ordnung zu behandeln. Das Auseinandertreten der beiden Hauptgebiete, nämlich mittleres und südliches Burgenland einerseits, anderseits aber Heidebauerngebiet berechtigt zu einer trennenden und getrennten Darstellung.

Das meist aufgezeichnete Umzugspiel des mittleren Burgenlandes ist der Sternsingerbrauch 13). Mit oder ohne einleitende Eintrittsverse werden Dreikönigslieder von drei oder vier Knaben, meist den Darstellern der Könige, zu denen manchmal noch ein Engel hinzukommt, abgesungen. Aus der Umgebung von Eisenstadt berichtet es Kurz¹⁴). Dort treten ein Engel, ein König aus dem Morgenland und König Kaspar zusammen als drei Könige auf. Bezeichnenderweise wird dort der Stern an einer Streckschere¹⁵) gehalten. Der Engel führt sich mit dem Vers "Ich tritt herein ganz schneewerlweiß / Ich bin der Engel vom Paradeis" ein. Bezeichnenderweise wurde der Brauch in Eisenstadt selbst schon vor mehreren Jahrzehnten durch Zigeuner ausgeübt. Aus der Umgebung Oedenburgs ist der Brauch mehrfach überliefert. Der Spruchtext entspricht fast ganz dem Eisenstädter. Nach der Bünkerschen¹⁶) Aufzeichnung spricht hier der zweite König "Ich bin der Engel von Silber und Gold / Daß ich Herrn und Fraun gefallen sollt." Als Lied wird hier das Ansingelied "Im Namen Gottes da fangen wir an" verwendet. Aus Neuthal bei Oedenburg überliefert Kodatsch¹⁷) dasselbe Spiel. Die Sternsinger von Rotenthurm¹⁸) im Pinkatal sprechen nur die allgemeine Eintrittsformel "Wir treten herein ganz abendspat / Und wünschen dem Mann und der Frau einen guten Abend". Etwas umfänglicher sind die Sprüche der Könige in Pöttsching¹⁹), wobei auch die wohl sorgfältigere Aufzeichnung

zu erwähnen ist. Ohne Eintrittsverse hat Schröer²0) das Oberschützener Sternsingerlied überliefert. Diese sechs Aufzeichnungen zeigen eine ziemliche Gleichartigkeit in dem Gebiet von Eisenstadt im Norden bis Oberschützen im Süden. Der Brauch reicht in der gleichen Form zu den Oedenburger Deutschen, wodurch die Ostabsteckung örtlich gegeben ist. Anschluß an andere deutsche Gebiete sind hier nun zum Heideboden und nach Westen hin gegeben. Vom Heideboden wurde ein derartiges Umzugspiel noch nicht erwähnt. Der Anschluß nach Oststeiermark und Ostniederösterreich ist durchaus gangbar. Hier hat die Landesgrenze offenbar keinen Einfluß besessen. Dieselbe Spielform mit den Eintrittsversen und einem anschließenden Lied findet sich gerade im Bezirk Wiener-Neustadt, nämlich in Tattendorf²¹) sowie in Baden und Umgebung. Hier findet sich der Eintrittsvers "Ich tritt herein schneeweiß / Ich bin der Engel vom Paradeis" für den ersten König wieder. Hier wird auch das Ansingelied wie in der Oedenburger Gegend gesungen. Ganz ähnlich steht es auch mit der oststeirischen Fassung, die Rosa Fischer²²) aufzeichnete.

Im gleichen mittelburgenländischen Gebiet folgt im Anschluß an das Sternsingen manchmal ein Nachspiel, das "Türken und Husar" genannt wird. Zwei Könige treten als Türken auf, einer als Husar. Der Husar erschlägt den einen Türken, den anderen verwundet er, der in der Oedenburger Fassung²³) stehen bleibt, in der Eisenstädter²⁴) ins Knie fällt. Der Ueberlebende singt zusammen mit dem Husaren als Abschluß "Ach Gott wie gehts im Kriege zu / Was wird hier Blut vergossen". Am Schluß wird der tote Türke wiedererweckt, worauf die Spieler weiterziehen. Von dem ganzen Spiel läßt sich nur das Schlußlied nachweisen, das offenbar als älteres Kriegslied in verschiedenen deutschen Landschaften, im Erzgebirge²⁵) wie im Elsaß²⁶) ebenfalls gesungen wurde. Das Spiel selbst ist leider von einer derartigen Kürze und Zerspieltheit, dan es sich nicht zergliedern läßt. Der Sprache nach scheint es ziemlich jung. Die Problemstellung würde es freilich wie kein anderes berechtigen, symbolisch für die Geschichte des Landes zu stehen, da hier die Erinnerung an die Türkenkriege ganz lebendig erscheint und die ungarische Kerntruppe als Sieger selbstverständlich. Es handelt sich also doch wohl um eine für die Landschaft höchst charakteristische örtliche Bildung. Vielleicht beruht das Erschlagen und Wiedererwecken des einen Türken auf den geistigen Grundlagen der Tötungsszenen in den Schwert- und Reiftänzen²⁷). Sicheres läßt sich darüber leider nicht aussagen.

Dieselbe Landschaft kennt noch ein weiteres Spiel, das nur dort bekannt ist und zu dem sich bis jetzt keine anderen Beziehungen erschließen lassen. Es handelt sich dabei um die Gruppe der Sebastiansspiele. Auch sie werden als Umzugspiele mit nur vier Personen aufgeführt und sind nun nicht wie die Nikolaus-Umzugspiele der Alpenländer Spiele, in welchen die Legende des Heiligen ganz zurücktritt, sondern stellen in der Tat eine Art von Dramatisierung der Legende dar. Es handelt sich hier um einen alleinstehenden Fall, da sonst stets Legendenspiele Stuben- oder meist Großspiele sind. Aus Neuthal bei Oedenburg liegen diesmal zwei Aufzeichnungen, von Höttinger²⁸) und von Kodatsch²⁹), vor, ferner eine aus Steinberg³⁰) und eine aus Pöttsching³¹). Aus Oberrabnitz befand sich eine Fassung im Haas'schen Nachlaß³²). Aus der Oedenburger Gegend kannte es auch Sztachovics³³). Angeblich soll eine Fassung auch im Leithagebirge gespielt worden sein³⁴). Die vier Personen des Spieles sind der Engel, der ein

großes hölzernes Kreuz trägt, Diokletian, Hofmeister Fanuftski (in der Schreibung der Neuthaler Fassung) und Sebastian. Der Engel beginnt:

Ich tritt herein ganz schneewerlweiß, Ich bin der Engel vom Paradeis, Nun lasset alles in guter Ruh, Und höret unsern kaiserlichen Spiele zu! Kaiserliches Spiel wird es genannt Vom heiligen Sebastian.

Diokletian schickt den Hofmeister nach Sebastian. Der Heilige wird um seinen Glauben befragt, Diokletian bietet ihm das "Königreich und alle Welt" an, wenn er den "machomäischen Glauben" annehmen werde. Da er sich weigert, läßt er ihn ins Gefängnis werfen. Darauf läßt er ihn wieder holen und ans Kreuz schlagen, das der Engel gebracht hat. Schließlich setzt ihm der Engel die Märtyrerkrone auf und als Schlußlied wird das Sebastianslied

Kommet ihr Christen groß und klein, Stellt euch in der Andacht ein. Singen wir und rufen Gott an, Heiligster Sebastian!

mit vier Strophen gesungen. Der ganze Stoff wird in kürzester Zeit, in sehr zerspielter Weise vorgebracht, in einem Gemisch von Prosa und Versen, das wie die Eingangsverse zeigen, auch stark von anderen Spielformeln beeinflußt ist. Stofflich fällt neben dem unerklärlichen Namen des Hofmeisters, aus dem Kodatsch ein lateinisches "Fanustius" lesen will die von der gewöhnlichen Darstellung des Martyriums abweichende Kreuzigung auf. Zu den übrigen Volkschauspielen über den hl. Sebastian, die aus Oberbayern³⁵) und Tirol³⁶) überliefert und deren Texte allerdings noch nicht veröffentlicht sind, dürften sich kaum Beziehungen finden lassen, da es sich hier durchwegs um Großspiele handelt. Auch örtlich finden sich keine Anschlüsse; die niederösterreichischen Verbote des 18. Jahrhunderts nennen keine Sebastiansspiele. Vielleicht geht jedoch über die Nennung aus dem Leithagebirge ein Weg nach Niederösterreich, da aus Teesdorf (bei Baden³⁷) ein Sebastianisingen genannt wird. Dabei wäre zu bedenken, daß dieser Landesteil Neubesiedelung nach der Türkenzeit aufweist, welche mit der burgenländischen Besiedelung zusammenhängen könnte. Formal gibt es nur eine verwandt scheinende Bildung. und das wären die slawischen Dorotheenspiele38). Auch hier liegen Umzugspiele vor, die eine Heiligenlegende zur Darstellung bringen und diese Spiele weisen auch dieselbe Kürze und innere Verworrenheit auf. Die slawische Form des unverständlichen Hofmeisternamens könnte vielleicht in dieselbe Richtung weisen. Derartige Uebernahmen sind immerhin in gemischtsprachigen Gebieten vorgekommen, so bei den Slowakeideutschen auf dem Weihnachtspielgebiet. Es handelt sich hier jedenfalls um ein durchaus ungelöstes Problem.

Der Heideboden ist das zweite große Spielgebiet des Burgenlandes, besser gesagt der Deutschen im Burgenland und in Westungarn. Denn wie im mittleren Burgenland und im angrenzenden Oedenburger Gebiet Siedler und Spiele zusammenhängen, so steht es auch auf dem Heideboden. Die Deutschen um Wieselburg führten die gleichen Spiele wie die im österreichischen Teil des Heidebodens auf. Charakteristisch ist dabei, daß diese

Spiele keine direkten Verbindungen nach dem Westen besitzen. Im mittleren Burgenland waren für den Sternsingebrauch solche zu ermitteln. Bevor auf die eigentlichen Heidebodenspiele einzugehen ist, soll daher das einzige Spiel von hier, das gleichfalls Verbindung nach Westen besitzt, hier vorausgenommen werden. Es handelt sich um das Faschingspiel aus Tadten³⁹), das Nagl nach der Ebenspanger-Sammlung kannte, heute aber verloren scheint. Hier treten Hauptmann, Türkischer Kaiser, Fahnenträger, Deutscher Ritter, Fleischhauer und Handwerksbursche auf. Nagl nannte es "eine Reihe dramatischer Charakterbilder ohne Handlung". Damit ist vielleicht heute nicht mehr genug gesagt; es handelt sich offensichtlich um ein Umzugspiel in der Form der ältesten Fastnachtspiele, bei denen jede Gestalt ihren Spruch zu sagen hatte, eine Schauspielform, die als vordramatisch bezeichnet werden muß und mit dem Fastnachtsbrauchtum wie mit den Figurentänzen in Zusammenhang steht. Schon Nagl aber ist die Uebereinstimmung mit den niederösterreichischen Faschingaufzügen aufgefallen, wie er sie aus Pitten kannte und von denen jetzt zwei Fassungen, aus Pottschach⁴⁰) und aus Kirchau⁴¹) vorliegen. Hier wäre also nochmals eine Verbindung zum südlichsten Niederösterreich gegeben.

Mit den eigentlichen Heidebodenspielen beginnt eine ganz andere Problemstellung. Hier liegen aus dreiundzwanzig Orten ältere und jüngere Nachrichten und vielfach auch Handschriften vor, welche eigentlich einem einzigen Spiel in seinen verschiedenen Formen gelten. Fast durchwegs handelt es sich um eine Spieldreiheit, die zur Weihnachtszeit von der Burschengemeinde unter Leitung eines Lehrmeisters aufgeführt wurde. In zusammenhängender Weise ist nur das dem Kreise wohl zugehörende, aber außerhalb des Heidebodens liegende Spiel veröffentlicht, das dem Spielkreis den Namen gab, nämlich das Oberuferer⁴²). Alle anderen Spiele sind gekannt oder gesammelt worden, doch liegen entweder die Handschriften unveröffentlicht oder sie gingen wieder verloren. Angesichts dieser Tatsache und der weiteren, daß außer den Oberuferer und Preßburger Spielen nur die von Ragendorf⁴³) und von Pamhagen⁴⁴) veröffentlicht sind, beide freilich in mangelhafter Weise und an entlegenen Orten, ist es heute noch nicht möglich, anderes als ausgewählte Probleme dieser Spiele zu behandeln. Dabei soll noch eine Wiederholung der von der Untersuchung des Oberuferer Spielkreises her bekannten Fragen und Lösungen vermieden werden.

Die Herkunft und Altersfrage des Weihnachtspieles stand bisher im Vordergrund der Betrachtung. An historischen Belegen gibt es eine gewisse Anzahl, die zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen. Schröer und alle Nachfolger haben die Einwanderung der Heidebauern, der eigentlichen Spielträger, in den Anfang des 17. Jahrhunderts gesetzt. Zeitlich der nächste Termin ist die Bemerkung in der Ragendorfer (Rajka) Spielhandschrift "welches in 1652 johr erstlich gehalten und ägürt wart alhier zu Räggendarff". Dieser hochwichtige Vermerk ist in der 1773 geschriebenen Handschrift erhalten, welche ihn vielleicht aus einer älteren übernahm. Zwischen dieser Festlegung der ersten Aufführung in Ragendorf und den ersten datierten Spielhandschriften liegen über hundert Jahre, von denen nichts bekannt ist. 1768 ist die erste Handschrift aus Apetlon⁴⁵) beschriftet, 1773 folgt Ragendorf, 1778 Podersdorf⁴⁶), 1792 Preßburg⁴⁷), um 1800 Oberufer⁴⁸), 1808—1811 St. Johann⁴⁹), 1824 St. Georgen⁵⁰), 1838 Pamhagen⁵¹). Fast genau in die

Mitte des Jahrhunderts, aus dem keine örtlichen Belege vorhanden sind, fällt der Druck der "Comedia von der Geburt Jesu Christi": 169352). Das Fehlen der Ortsangabe des Druckes hat die gesamte Unsicherheit in dieser Kernfrage zur Folge. Der Druck wird von Bolte als direkte Quelle der Volkschauspiele angesehen, die "nichts weiter als interpolierte Redaktionen der unmittelbaren Vorlage des Druckes" seien. Mit der größten Genauigkeit hat Köppen⁵³) dieses Problem behandelt, das nach den Handschriften des Heidebodens allerdings noch anders aussehen würde, da hier ständig das Verhältnis der Uebereinstimmungen wechselt, und beispielsweise bald der Oberuferer, bald der Ragendorfer Text der Comediafassung näher steht. Die Frage nach der Entstehung des Spieles muß wohl endgültig von der nach der Entstehung des Druckes gelöst werden. Bolte nahm als Druckort stets eine süddeutsche Stadt an, verwies zuletzt auf Nürnberg⁵⁴). Ich habe dagegen versucht, Gründe dafür zu finden, daß der Druck, welcher von der Entstehungszeit des Spieles wohl ein volles Jahrhundert, wenn nicht noch etwas mehr, absteht, vielleicht in der neuen Heimat der protestantischen Auswanderer, um die es sich bei den Heidebauern auf jeden Fall, gleichgültig, woher sie nun kamen, handelt, entstanden sein könnte. Preßburg⁵⁵), worauf ich damals hinwies, erscheint mir heute nicht mehr so ganz sicher, obgleich es im Bereich der Möglichkeit bleibt. Vielleicht kommt eher Oedenburg in Betracht, dessen Schule, wie unten nachzuweisen sein wird, mit dem Volkschauspiel in einer gewissen Verbindung stand. Die Festlegung durch einen Schulmeister oder Prediger im neuen Siedlungsgebiet erscheint durchaus möglich. Zu diesem Fragenkomplex gehört es nun, ob der Druck auf die Weiterüberlieferung von Einfluß war oder nicht. Bisher schien dies nicht eigentlich gewiß, da das Spiel in allen Abformen stets zwei Elemente aufwies, nämlich den handschriftlich festgelegten Spieltext und die eingelegten Lieder, welche ihrerseits an Alter dem Text nichts nachgeben. da sie den Liederbüchern der Reformationszeit, zum Teil dem der Böhmischen Brüder entstammen. Bei der großen Variationsmöglichkeit, welche der Text aufweist, müßten Elemente, die aus einer literarischen Form des Schauspieles stammen sollten, außerhalb des Textes sich finden. In der Tat ist dies in der Ragendorfer Handschrift der Fall. Schon der Titel weist auf die Schauspieltitel des 16. Jahrhunderts hin "die histuria von der geburt unsers erlösers und seligmachers Jesus Christus", doch ist dies nicht der Titel des Comediadruckes. Immerhin möchte man dabei die Tradition wohl literarisch nennen. Beweiskräftig aber sind die beiden verschriebenen Stellen "Rachus Sechus" nach Oberufer 233 und "Aechus thädtus" vor Oberufer 59456). Schon Schröer hat erkannt, daß es sich hier offenbar um aus Verlesungen entstandene Fehlschreibungen für Actus secundus und Actus tertius handelt; er meinte, es handle sich um einen "Rest aus der ersten Handschrift". Das läßt sich nun nicht festlegen. Jedenfalls aber stehen an jenen Stellen die Anfänge des zweiten beziehungsweise dritten Aktes in der Comedia, in diesen lateinischen Formen. Dabei ist es bemerkenswert, daß der Anfang des zweiten Aktes in Ragendorf mit der Comedia, nicht aber mit Oberufer übereinstimmt. Es scheint unverkennbar, daß eine Druckfassung, vielleicht der Comediadruck, hier örtlich unmittelbar gewirkt hat. Hängt nun vielleicht damit die Tatsache zusammen. daß eigentlich alle Weihnachtsspiele des Heidebodens im Wesen identisch sind? Hier muß kurz die Verbreitungsfrage dieses Weihnachtspieles außerhalb des Burgenlandes angeschnitten werden. Eine südliche Gruppe, von Rosenheim

bis Kärnten und Obersteiermark zeigt Beeinflußung durch diesen Text, ebenso wie eine kleine nördliche, nämlich die Barzdorfer⁵⁷) Moralität und die Obergrunder Gruppe⁵⁸). In kleineren und größeren Resten ist hier das alte Spiel neben den barocken Schichten stets zu erkennen. Die Verbundenheit der obersteirischen Spiele mit den Heidebodenspielen mußte in der letzten Zeit immer wieder betont werden. Wenn obersteirische Auswanderer das Spiel mitbrachten, dann ist es wohl in Obersteiermark örtlich älter als auf dem Heideboden. Schröer hat auf solche protestantische Auswanderer aus den Alpenländern hingewiesen, wozu freilich gesagt werden muß, daß die Herkunft urkundlich nicht zu belegen ist. Besiedlung aus Schwaben konnte festgestellt werden⁵⁹). Für den Fall der Uebertragung des Weihnachtspieles wie des eng damit verbundenen Paradeisspieles und des Nachspieles von Schuster und Schneider ist nun nur darauf hinzuweisen, daß nicht die Herkunft der Heidebauern behauptet zu werden braucht, wohl aber die Herkunft ihrer Spiele.

Beim Paradeisspiel entfällt die Frage des Druckes. Die erste datierte Handschrift ist die aus Mönchhof⁶⁰), 1768. Es folgen Preßburg⁶¹) 1792 und St. Johann⁶²) 1808-–1811. Das Paradeisspiel ist das einzige, zu dem auch eine urkundliche Nachricht vorliegt. Der Wichtigkeit halber muß die von Csatkai⁶³) ausgehobene Stelle auch hier abgedruckt werden. Es heißt im Eisenstädter Ratsprotokoll vom 18. 2. 1772:

"Auf das hiesige Hauer und Einwohner ihr wiederholtes Anlangen, daß mit ihnen comoedien zu spielen erlaubet werde, auf das sie ihre gemachten Schulden, welche sie vorhin zum leiden Christy spiell und zu produzieren gemacht, abzahlen können. Deliberatum Herr Stadtrichter und Ein Ehrsamer Aussener Rat votieren, daß den Spielern weltliche Historie diesen Fasching hindurch zu spielen erlaubet seyen solle, damit sie die gemachten Schulden bezahlen, derwegen aber ihnen ein Commissarius zur Eincassierung des Geldes bestellet werden möchte. Uebrigens aber der Akt von Erschaffung der Welt, welche die Würkung des allmächtigen Gottes betrifft und folglich wider den Consistorial-Verboth nicht wohl kann gespielt werden, gänzlich ausbleiben, endlich in denen drey letzten Fasching-Täge wegen bei dem Closter Franz. hier dauernde 40 Stündigen Gebeth absolute nicht soll gespielt werden."

Wie immer bei urkundlichen Nachweisen ist nicht zu entscheiden, welches Paradeisspiel hier aufgeführt und verboten wurde. Da wir uns in der Umgebung von Eisenstadt befinden, können wir annehmen, daß die Eisenstädter Weinhauer dasselbe Spiel wie die Preßburger Weingärtner aufführten. Entscheiden läßt sich dies freilich nicht. Nach den Handschriften stimmen die Spiele von St. Johann und Mönchshof mit dem Oberuferer im wesentlichen überein. Bei der Herkunftsfrage muß wieder die Obersteiermark, aber auch Salzburg und Oberösterreich herangezogen werden, welche an verschiedenen Orten das Spiel in nahezu gleichen Formen besitzen⁶⁴). In Steiermark stehen barocküberlagerte Formen und ältere, dem Oberufertext ganz nahe Formen nebeneinander. Besonders das unveröffentlichte Triebener Spiel⁶⁵) zeigt diese vorbarocke Gestalt. Da nach Klimke⁶⁶) dieses mit der Hans Sachs'schen Komödie im Zusammenhang befindliche Spiel im Salzburgischen entstanden sein soll, gelangen wir damit in dasselbe Gebiet protestantischer Auswanderer. wobei in diesem Fall nicht nur die Herkunft, sondern auch die Entstehung in diesem Gebiet angesetzt wird.

In der Ragendorfer Handschrift⁶⁷) steht anstelle des sonst üblichen Paradeisspieles "Die histuria von dem reichen man, wird ägiret mit 15 personen, zu halten und gehalten worden". Sztachovics⁶⁸) kannte gleichfalls einen "Reichen Prasser", doch befindet sich die Handschrift nicht in seinem Nachlaß. Karl Horak fand in Wallern eine Handschrift mit dem Titel "Vorstellung von den armen Lazarus und den Reichen Prasser er Trang Schampaner stat dem Wasser, Andreas Schneider in Walla Geboren den 30ten November 1878 und Geschriben in Jahre 1895". Keine der Aufzeichnungen ist veröffentlicht. Bei der Seltenheit des Stoffes im Volkschauspiel - es kommt bloß Steirisch-Laßnitz⁶⁹) in Betracht, das aber mit den burgenländischen Spielen nichts zu tun hat - ist nach einem möglichen Anschluß in der oberschichtlichen Dramendichtung zu suchen. Das Drama der Reformation hat den Stoff öfter behandelt und hieher, nicht zum Jesuitendrama, das auch einige Dramatisierungen des Stoffes kennt, führen wohl auch die Beziehungen. Dagegen läßt sich noch nicht entscheiden, ob das Spiel eher zu den binnendeutschen Lazarusdramen Beziehungen besitzt oder den im ungarischen Raum entstandenen, von denen das Spiel "Von dem Reichen Manne und Lazaro" von Daniel Klesch⁷⁰), der 1650-1660 in Oedenburg Konrektor an der Lateinschule war, örtlich am nächsten stünde.

In der Weihnachtspieldreiheit folgt als Nachspiel an einigen Orten das Schuster- und Schneiderspiel. Die älteste Handschrift ist die Ragendorfer⁷¹), 1773, es folgen Preßburg⁷²), 1792 und St. Johann⁷³), 1808—1811. In der Sammlung Ebenspangers befand sich eine Handschrift aus Strass-Sommerein⁷⁴). Veröffentlicht ist bloß der Oberuferer Text und zwar nicht von Schröer, der sich trotz dreier ihm vorliegenden Handschriften nicht dazu entschließen konnte, sondern erst von Karl Benyovszky⁷⁵). Die Herkunft des Spieles wurde kaum bisher ernsthaft untersucht. Man begnügte sich damit, eine angebliche Uebereinstimmung der Weihnachtspieldreiheit Oberufers mit altgriechischen Trilogien festzustellen und dem Schuster- und Schneiderspiel dabei die Rolle des Satyrspieles zuzuweisen. Schröer selbst suchte Zusammenhänge mit dem Fastnachtspiel zu finden, womöglich mit Hans Sachs, was nicht über die Feststellung des auch bei Sachs auftretenden Bauernspottnamen hinaus gelang. Bolte⁷⁶) wies dagegen darauf hin, daß das Spiel gewisse Aehnlichkeiten mit dem Singspiel des 17. Jahrhunderts, das von den englischen Komödianten ausging, aufweise. Diese zeitliche und stoffliche Ansetzung entspricht auch meiner Ansicht. Jene Singspiele und die Nachspiele der Barockbühne haben im Nachspielgut des Volkschauspiels ihre Spuren hinterlassen. Ich wies darauf hin, daß in konsequenter Verfolgung der Blickrichtung nach den Auswanderungsgebieten sich in diesen noch Reste ähnlicher Nachspiele feststellen lassen, wobei besonders die Erwähnung eines Schuster- und Schneiderspieles in Donnersbach (Obersteiermark⁷⁷) noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hervorzuheben ist, dessen Text leider nicht erhalten ist. Daneben werden die weiteren Hinweise auf Kampfgespräche zwischen Schuster und Schneider, wie sie im Anschluß an das Böhmerwaldweihnachtspiel78) aufgeführt werden, minder wichtig. Die Zeitstellung des Spieles wird einstweilen wohl noch unsicher bleiben. Das Schlußlied dürfte zur Datierung kaum etwas beitragen, da Lieder verschiedensten Alters sich an Spiele anschließen können. Das Lied

Ach got, wem sol ich klagen mein leid dass mir mein herz gefallen treit

gehört wohl zu dem gleichbeginnenden Lied des Liederbuches von 1582 (Ambras—Frankfurt⁷⁹) und damit zum Liedgut des 16. Jahrhunderts.

Soweit lassen sich die Spiele in die Bindungen des Brauchtums eingliedern. Schwer fällt dies bloß mit den wenigen übrigen Spielen, die gleichfalls unveröffentlicht sind. Sztachovics⁸⁰) erwähnt "Dasletzte Gericht", ein Spiel, das sich in seinem Nachlaß nicht findet, beziehungsweise einstweilen verloren scheint. Ebenspanger⁸¹) besaß das Spiel aus Tadten. Greifbar ist das Spiel nur in der Sammlung Karl Horaks, der es als "Komedie vom Letzten Gericht" aus Illmitz besitzt. Hier wiederholen sich die Fragestellungen vom Lazarusspiel. Wieder scheint der Zusammenhang mit der Reformationsdramatik am nächsten zu liegen. In den Alpenländern ist das Jüngste Gericht kein verbreiteter Schauspielvorwurf. Nur einige barocke Großspiele, wie das Spiel von Altenmarkt bei Radstadt⁸²), sind bekannt. Sztachovics kannte und besaß außerdem ein "Geistliches Gespiel von den vierletzten Dingen", das inhaltlich vielleicht identisch mit dem Spiel vom Jüngsten Gericht war. Die Klärung dieser Probleme wird erst eine Ausgabe aller Spiele bringen.

Ein Spiel, dessen Verlust am tiefsten bedauert wurde, muß dagegen näher besprochen werden. Ebenspanger⁸³) besaß aus Tadten ein "Steffel und Gretel-Spiel, von dem Nagl eine kurze Inhaltsangabe brachte. Nun hat sich in jüngster Zeit das Spiel in zwei Fassungen wieder gefunden, zwar nicht in der aus dem Besitz Ebenspangers, aber im Nachlaß von Sztachovics⁸⁴) und in einer zweiten Tadtener Handschrift, die Rudolf Hartmann⁸⁵) entdeckte. Die Fassung im Sztachovics-Nachlaß ist eine nicht ganz vollständige Abschrift, ohne Herkunftsangabe. Die Tadtener Fassung dagegen stammt aus dem Gesangbuch des Tadtener Lehrmeisters Mathias Bors, 1869 geschrieben. Das Spiel hat etwa 430 Verse. Fünf Gestalten, Steffel, Bauer, Gretel, Professor und Praezeptor bestreiten die Handlung. Steffel ist der Knechtsarbeit müde. Er schimpft in den gröblichsten Tönen auf seinen groben Bauern:

ey schendi buitz weckn dein mist ich glaub das der teufel gar da ist ferden da war mein baur ein guter man aber heuer ist er lauder diran.

Er will weggehen, vielleicht in den Krieg. Der Bauer schilt ihn nun in der Stube. Da er nicht gehen will, prügelt er ihn zur Tür hinaus. Dem schwer scheltenden kommt seine Gretel entgegen. Auch sie will nicht, daß er mehr bleibe und gibt ihm den Rat

ein guten rath wil ich dir geben den kanst du folgen fein eben das herrn hantwerkch war gar fein.

und macht ihm auch gleich einen ganzen Plan

zieh eilentz hin gegen eingel stadt dort gibts viel meister und auch viel herrn die dir können das handwerken lehrnen.

Sie gibt ihm auch noch einen halben Gulden und er geht fröhlich ab ju hu behit euch Gott der herr heund ein baurn knecht und nimer mehr.

Steffel kommt nun nach Ingolstadt und sucht einen Professor auf. Hier taucht der alte Wortwitz sogleich auf

gar recht mein lieber brot fresor from ei wie recht hab ich mich zu eich gesänt die weil ihr euch selbst ein hern brofreser nent ich sieg euchs wol an in euren grosen maul zum brot fresen seit ihr nicht zu faul.

Und nun bringt er seine Bitte vor. Professor und Praezeptor belustigen sich über sein Verlangen

ich merkch an seinen reden so fil es wird abgeben ein fast noch gesbil.

Nun soll Steffel schreiben lernen. Er glaubt, er könne diese Kunst essen, dann meint er, wenn er sie im Kopf fassen solle, wo solle er einen so großen Hut hernehmen. Nun beginnt der Unterricht mit dem "a". Steffel bringt sich die wunderlichsten Auslegungen der Buchstaben bei

das erst ist ein ochs das andert ist ein esel das 3 ist ein af ho ho ich kan schon merh als ein tirkischer pfaf.

Nun wird er gehörig in die Schule genommen, er will sich nicht schlagen lassen, zieht vom Leder, worauf ihm der Praezeptor den Degen entwindet, um den er darauf zu bitten beginnt. Er muß sich jedoch über die Bank legen lassen, was nicht ohne die gröblichsten Ausdrücke von sich geht. Endlich wird er entlassen, nachdem "ein schlaber dein", einen lateinischen Satz gelernt hat: "benediktum balameum summa summarium". Er kehrt zurück. Seine Gretel spricht ihn an, er aber antwortet nur seinen schönen Satz. Er verachtet sie gründlich, worauf sie beleidigt den Bauern holt, der denselben Satz vorgesetzt bekommt. Darauf will ihm der Bauer die Gretel verheiraten. Zum Schluß bekommt Steffel trotz seiner Lateinkenntnisse wieder Prügel und schließt das Spiel mit einem Epilog, der auch die Schlußfolgerung enthält

so gets den groben geseln

die das hern hantwerkeh lehrnen wohln.

Den Abschluß macht das von allen Spielern gesungene Lied

Es freut mich nicht die sumers zeit

und du mein gretel auf erden

das die Tadtener Handschrift in sinnvollerer Form "So freu ich mich der Sommerszeit / Und mein Schatz auf Erden" bringt. Das Lied hat in der Sztachovics-Abschrift sechs, in der Tadtener Fassung zwanzig Strophen und scheint sonst nicht nachweisbar. Das Spiel ist also durchaus die Beachtung wert, welche ihm bloß nach der kurzen Bemerkung Nagls stets wurde. Es ist ein ganz einzig dastehendes Fastnachtspiel im engsten Sinn, dramatisch für seine Gattung ausgezeichnet, würdig der Blütezeit des deutschen Fastnachtspieles. Es stimmt jedoch mit keinem Spiel überein, das wir bisher besitzen und scheint auch stofflich durchaus selbständig. Die Hauptberechtigung, vor der Ausgabe des ganzen Spieles eine ausführliche Inhaltsangabe zu geben, liegt darin, daß hier die Vermutung Mosers⁸⁶) bestätigt scheint, daß das Volkschauspiel des Heidebodens vielleicht auch in Zusammenhang mit dem Schauspiel der Städte des Gebietes stehen könnte. Hier scheint der Fall tatsächlich gegeben. Um 1628 verfaßte der Lehrer Heinrich Wolweber⁸⁷)

in Oedenburg eine "Unterbreitung" bezüglich der Aufführung von Schuldramen. Er wollte zu Pfingsten nach dem Gottesdienst "mit etlichen Bürgers Söhnen" das Spiel vom Verlorenen Sohn "benebens einem mitunterlaufenden Spiele von einem Bauernknecht, ders Hern Handwerk lernen will" aufführen. Diese Aufführungen fanden auch statt. Die im Titel des Nebenspieles enthaltene Inhaltsangabe stimmt so wörtlich mit der Schlußmoral des Steffel- und Gretel-Spieles überein, daß an der Identität kaum ein Zweifel herrschen kann. Weitere Umstände sind nun freilich nicht bekannt, ob nämlich das Spiel von Wolweber stammt, ob es ein älteres Spiel sein kann und auf welchem Weg es den bäuerlichen Spielern zukam, die es offenbar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch spielten. Selbstverständlich erwachsen aus diesen lokalen Fragen auch die nach dem Wesen dieses Spieles, ob es als Volkschauspiel zu betrachten sein kann oder nicht. Vielleicht wird man sich einstweilen mit dem Ausdruck "Volkstümliches Spiel" bescheiden, den ich auf das einen ähnlichen Fall vorstellende Krimmler Hexenspielss) angewendet habe. Für die örtliche Lage hat die Aufdeckung dieses Zusammenhanges die Folge, daß das Verhältnis der bäuerlichen Spiele zu den Städten näher untersucht wird werden müssen. Im Fall des Lazarusspiels schien der Hinweis auf Daniel Klesch angebracht und was den Druck der Comedia von 1693 betrifft, so mag gleichfalls hier eine Möglichkeit der Lösung liegen.

Abschließend seien noch zwei Einzelläufer besprochen, die mit der sonstigen Problematik der Heidebodenspiele wohl auch im Zusammenhang stehen, von denen wir aber über die Aufführungsverhältnisse gar nicht unterrichtet sind, was besonders bei der Weihnachtspieldreiheit doch in hohem Maß der Fall ist. In der Handschriftensammlung Josef Ernyeys aus Oberungarn fand sich ein kurzes Spiel "Jud, Pastor und Husar", in Preßburg 1821 geschrieben⁸⁹). Die Schriftzüge sind anscheinend bürgerlich. Ob das Spiel überhaupt aufgeführt wurde, ist unbekannt, ebenso, ob im Burgenland. Da aber Preßburg sonst mit seinen Spielen dem Heideboden verbunden erscheint. rechtfertigt dies wohl die Erwähnung. Der Stoff des Spieles ist im Volkschauspiel mehrfach bekannt. Die älteste Fassung findet sich in einer Münchener Handschrift des 18. Jahrhunderts⁹⁰), einigen oberbayrischen Weihnachtspielen diente eine ausführliche Fassung als Nachspiel⁹¹). Für die Herkunft der Heidebodenspiele erscheint es wichtig, daß auch obersteirische Fassungen gefunden wurden, so eine in St. Lorenzen ob Murau⁹²) und eine zweite in Schwarzenbach bei St. Lambrecht93), welche sogar einen Husaren wie das Preßburger Spiel kennt, und zwar in der Zusammenstellung Pastor, Schulmeister und Husar. Die Gruppe würde eine nähere Untersuchung verdienen. Da der Stoff des verspotteten Nichtkatholiken vorliegt, war das Thema doch wohl gegenreformatorisch bedeutsam. Daher wäre auch örtlicher Bezug auf dem Heideboden möglich. — Sztachovics hat unter seinen "Brautliedern" ein zwölfstrophiges Lied "Das Todenbild" abgedruckt⁹⁴), und bemerkt dazu "Die Art des Vortrags ist dramatisch, indem dieses Lied von vier hiezu costümierten Burschen gegeben wird". Eine derartige Aufführung mag in Apetlon stattgefunden haben, von wo Sztachovics mündliche Ueberlieferung vermerkt, während er es aus St. Peter einer 1808 datierten, aus St. Johann einer 1867 datierten Handschrift entnahm. Es ist ein ausgesprochenes Jedermannspiel, ein Vierpersonengespräch zwischen Jüngling, Tod, Teufel und Engel, durch den die Seele des Jünglings gerettet wird. Vielleicht handelt es sich ursprünglich um eine barockes Flugblattlied, daß offenbar zu einer gewissen Verbreitung gelangt ist. Größere Teile des Liedes finden sich in steirischen und kärntischen Spielen, so im Donnersbacher Schäferspiel⁹⁵), im Vordernberger Spiel vom Guten Hirten⁹⁶) wie im Kärntner Jedermann⁹⁷) und in der Kärntner Komödia vom grimmigen Tod⁹⁸) verwendet. Anderseits aber ist das Spiel als zweiter Teil des Johannesberger Einsiedler- und Jedermannspieles⁹⁹) bei den Slowakeideutschen bekannt. Dazu stimmt es gut, daß dort auch weitere Spiele verbreitet sind, die mit den Heidebodenspielen zusammenhängen. So ist das Kremnitzer Weihnachtspiel¹⁰⁰) mit dem Oberuferer nahe verwandt; das Dobschauer Paradeisspiel¹⁰¹) stellt eine zerspielte Form des Oberuferers dar.

In seiner Vorrede zu den "Brautsprüchen" versprach Sztachovics, möglichst bald die von ihm gesammelten Schauspiele herauszugeben, "wann möglich auch das schöne Passionsspiel i"¹⁰²). Zu der Ausgabe kam es leider nicht, und das Passionspiel hat sich nun auch in seinem Nachlaß nicht gefunden. Offenbar wurde er seiner doch nicht mehr habhaft, da auch keiner der späteren Sammler ein Passionsspiel zu Gesicht bekam. Von seinem tatsachlichen Vorhandensein wissen wir aber aus der Eintragung im Eisenstädter Ratsprotokoll von 1772. Was es mit dem offenbar doch nicht sehr verbreiteten Großspiel für eine weitere Bewandtnis hatte, läßt sich nicht mehr sagen.

So bietet das Volkschauspiel des Burgenlandes eine Fülle von Aufgaben, an deren wirkliche Lösung erst nach der Ausgabe der Spiele geschritten wird werden können. Einige Gesichtspunkte, besonders kulturgeographischer Art, ergaben sich aber schon aus dem vorhandenen Material. Es besteht zweifellos die Berechtigung, zwei nebeneinanderliegende Schichten zu unterscheiden, nämlich die mittelburgenländische und die Heidebodenschichte. Die Verbindung des mittleren Burgenlandes mit dem Westen führt auch zu der Annahme, daß hier eine örtlich alte Schichte gegeben sein dürfte. Nach den Spielformen kann man sie vielleicht als spätmittelalterlich betrachten. Die Sonderbildungen der Landschaft greifen dagegen charakteristischerweise nicht über die westliche Grenze hinaus. Der Heideboden erscheint sowohl vom mittelburgenländischen wie vom niederösterreichischen Schauspielwesen getrennt, ganz abgesehen vom Spielbrauchtum, das eigens untersucht werden müßte und auf das die vielen Vermutungen über Zusammenhänge zum Meistersingerbrauchtum zurückgehen, die zum Teil wenigstens mehr zum Brauchtum festgeschlossener Burschengemeinden führen dürften. Bezeichnend ist hiefür die Widmung der Ragendorfer Handschrift: "Georg Doltz hat das geschribn ih jar 1773 für die Räggendorfer Pursch zum gedechtnuss"103). Die für die Heidebodenspiele aufgewiesenen Zusammenhänge stehen einstweilen nicht in vollem Einklang mit der Siedlungsforschung; auf dem Volkschauspielgebiet weise viele Bezüge in die Alpenländer. Wie dem auch sei, die Fülle der Aufgaben einer Volkschauspielausgabe des Burgenlandes ist bedeutend. Einmal wird jedoch die Bergung und Sichtung dieser in der Tat "bewährten" Volksgüter doch vor sich gehen müssen, um den Einblick in ein fast völlig unbekanntes Gebiet deutschen Volkstums im Osten zu eröffnen.

1) K. J. Schröer, Deutsche Weihnachtspiele aus Ungarn, Wien 1862; Nachtrag zu den deutschen Weihnachtspielen aus Ungarn, in: 8. Jahresprogramm der öffentlichen Ober-Realschule der königl. Freistadt Preßburg, 1858; Anzeige des Buches von Heinzel: Pfeiffers Germania, Bd. 12, 1867, S. 104 f.; Anzeige der Weihnachtspiele Hartmanns, in: Pfeiffers Germania, Bd. 21, 1876, S. 110 ff.

2) M. Heinzel, Deutsche Weihnachtspiele in Ungarn, Wien 1865.

3) R. Sztachovics, Brautsprüche und Brautlieder auf dem Haideboden in Ungarn, Wien 1867; Géza Kurzweil, P. R. Sztachovics O. S. B. und die Anfänge deutsch-ungarischen Volkskundeforschung, in: Deutsch-Ungarische Heimatsblätter, Bd. III, 1931, S. 319 ff.

4) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte, II,

S. 242.

5) Ebendort, S. 243 und 245.

6) Alle Nachrichten diesbezüglich verdanke ich Prof. Karl Horak, Kufstein.

⁷) Nagl-Zeidler-Castle, II, 245 f.

8) B. v. Pukanszky, Geschichte des Deutschen Schrifttums in Ungarn, I (= Deutschtum und Ausland 34/36), S. 201 f. Etwas mehr auf unsere Aufgaben geht von Pukanszky in seinem Abschnitt "Darstellende Kunst" im Artikel Burgenland-Westungarn in: Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums, Bd. I, S. 706 ein, wenn auch hier die Erfassung des Volkschauspielwesens eigentlich fehlt.

9) Hans Moser, Volkschauspiel im Auslanddeutschtum, in: Dichtung und Volktum, Bd. 36, 1935, S. 90 ff.

10) Klier, Geistige Volksüberlieferungen der Heanzen, in: 25 Echte Volkslieder aus dem österreichischen Burgenlande, Wien 1927, S. 14 ff.

¹¹) Réz, Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben (=

Schriftenreihe der Deutschungarischen Heimatblätter, Bd. I), S. 141 f.

¹²) Vgl. Arthur Haberlandt, Volkskunde des Burgenlandes. Volkskunst und Hausfleiß (—Oesterreichische Kunsttopographie, Bd. XXVI). Weiters vgl. den ausgezeichneten Sammelartikel im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschums, Bd. I, S. 659 ff.

13) Herbert Wetter, Heischebrauch und Dreikönigsumzug im deutschen Raum, Wiesbaden 199,S. 106.

14) Mitteilungen des Burgenländischen Heimat- und Naturschutzver-

eines, Bd. III, 1929, S. 57.

15) Die Streckschere findet sich nämlich sonst nirgends im Sternsingerbrauchtum, dagegen regelmäßig bei den Heidebodenspielen, auch noch im Oberufer verwendet, was wohl auf einen Zusammenhang der Eisenstädter Gegend mit dem Heideboden hinweist. Bezeichnend ist einzige Nennung beim Dreikönigspiel des steirischen Wechselgebietes (A. Schlossar, Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark, Graz, 1885, S. 1 ff.).

¹⁶) J. R. Bünker, Die hl. drei Könige in: Zeitschrift für österr. Volkskunde, I, S. 81 f.
¹⁷) Mitteilungen des burgenländischen Heimat- u. Naturschutzvereines, Bd. IV, S. 45.

18) Elmar von Schwarz: Burgenland, II, S. 158.

19) Ernst Löger, Heimatkunde des Bezirkes Mattersburg (1931), S. 225.

²⁰) Schröer, Deutsche Weihnachtspiele aus Ungarn, S. 160.

²¹) August Hofer, Weihnachtspiele (= 19. Jahresbericht des niederösterr. Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt, 1892), Nr. XXIII, S. 43 f. ²²) Rosa Fischer, Oststeirisches Bauernleben (Wien 1903), S. 6.

²³) Bünker, Zeitschrift für österr. Volkskunde, I, S. 83 f.

²⁴) Kurz, Mitteilungen des burgenländischen Heimat- u. Naturschutzvereines, III, S. 57.

²⁵) G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen (= Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, Bd. XI), Nr. 1531.

²⁶) Curt Mündel, Elsässische Volkslieder, Nr. 144, S. 149.

²⁷) Richard Wolfram, Schwerttanz und Schwerttanzspiel, in: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXVII, S. 3 f.

²⁸) Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn, Bd. I, S. 180.

²⁹) Mitteilungen des burgenländischen Heimat- und Naturschutzvereins, Bd. IV, S. 45.

30) Burgenländische Heimat, 1930, Nr. 1.

31) Löger, Heimatkunde von Mattersburg, S. 225.

32) Naol-Źeidler-Castie, II, S. 245.

33) Kurzweil, Deutschungarische Heimatblätter, III, S. 326.

 Nach einer gütigen Mitteilung von Gustav Gugitz.
 Hans Moser, Das altbayerische Volksschauspiel des 17. u. 18. Jahrhunderts, in: Bayerischer Heimatschutz, 1928, S. 78, 81, 82, 85, und öfter.

³⁶) A. von Sikora, Zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol, in:

Zeitschrift des Ferdinandeums, III. F., Bd. 50, S. 363, 364; 366; 367.

³⁷) L. Teufelsbauer, Jahresbrauchtum in Oesterreich, I. Niederöster-

reich (= Bücher der Heimat, 11), S. 35.

³⁸) Aufzeichnungen bei J. Feifalik, Volksschauspiele aus Mähren (Olmütz 1865).

³⁹) Nagl-Zeidler-Castle, II, S. 245.

40) A. Haberlandt, Schauspiele der Volksjugend (= Deutsche Lesehefte, 2), S. 5 ff.
L. Teufelsbauer, Jahresbrauchtum in Oesterreich, I., S. 39 ff.

 Schröer, Weihnachtspiele aus Ungarn, S. 57 ff.
 Schröer, Nachtrag zu den deutschen Weihnachtspielen aus Ungarn.
 Franz Pauer, in: Burgenländische Heimat, vom Dezember 1925 bis März 1926. Außerdem K. Horak, Das Pamhagner Christgeburtspiel, in: Burgenländische Heimat, vom Dezember 1925 bis März 1926. genland, III., S. 84 f.

⁴⁵) Kurzweil, Deutschungarische Heimatblätter, III, S. 325.

46) Kurzweil, ebendort, S. 325.
47) Schröer, Deutsche Weihnachtspiele, S. 188.
48) Schröer, ebendort, S. 54.
49) Kurzweil Deutschungsrische Heimathlätter

49) Kurzweil, Deutschungarische Heimatblätter, III, S. 325, Nr. 1.
50) Kurzweil, ebendort, S. 325, Nr. 7.
51) Kurzweil, ebendort, S. 325, Nr. 6.
52) Nurzweil, ebendort, S. 325, Nr. 6.

52) Neuherausgegeben von Joh. Bolte, Drei märkische Weihnachtspiele (= Berlinische Forschungen, Bd. I), S. 177 ff.

53) Wilhelm Köppen, Beiträge zur Geschichte der deutschen Weihnachtsspiele (Paderborn 1893), S. 78 ff.
 54) Joh. Bolte in seiner Anzeige von K. Benyovszky, Die alten Preß-

burger Volkschauspiele: Zeitschrift für Volkskunde, Berlin 1934.

55) Schmidt, Der Oberuferer Spielkreis, in: Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 7, S. 149 ff.

⁵⁶) Schröer, Nachtrag zu den deutschen Weihnachtspielen aus Ungarn,

S. 5 und 13.

57) Schmidt, Die Barzdorfer Moralität, in: Sudetendeutsche Zeitschrift
 für Volkskunde 6, S. 184 ff.
 58) Schmidt, Die Obergrunder Weihnachtspielgruppe, in: Sudeten-

deutsche Zeitschrift für Volkskunde 8, S. 153 ff.

⁵⁹) K. v. Czörnig, Ethnographie der österreichischen Monarchie (Wien 1857). Bd. II, S. 194 f.

60) Kurzweil, in: Deutschungarische Heimatblätter, III, S. 325, Nr. 4.
61) Schröer, Deutsche Weihnachtspiele, S. 190.
62) Kurzweil, ebendort, S. 325, Nr. 1.

63) André Csatkai, Beiträge zu einer Eisenstädter Theatergeschichte, in: Mitteilungen des burgenländischen Heimat- u. Naturschutzvereines III (1929). S. 15 f.

64) Schmidt, Der Oberuferer Spielkreis, in: Sudd. Zs. f. Vk. 7, S. 152 ff.

65) Handschrift 31 der Handschriftensammlung des Museums für Volkskunde in Wien.

66) Carl Klimke, Das volkstümliche Paradiesspiel und seine mittelalterlichen Grundlagen (= Germanistische Abhandlungen, XIX), S. 44 ff.

67) Schröer, Nachtrag, S. 7.

68) R. Sztachovics, Brautsprüche und Brautlieder, S. III.

69) J. R. Bünker, Volksschauspiele in Obersteiermark (= 11. Ergänzungsbd. zur Zs. f. österr. Volkskunde), S. 149 ff.

70) Pukanszky, Gesch. d. deutschen Schrifttums in Ungarn, Bd. I, S. 373.

71) Schröer, Nachtrag, S. 9.
 72) Schröer, Deutsche Weihnachtspiele, S. 201.

73) Kurzweil, a. a. O., S. 325, Nr. 1. 74) Nagl-Zeidler-Castle, II, S. 245.

75) K. Benyovszky, Die Oberuferer Weihnachtsspiele (Preßburg 1934), S. 139 ff.

⁷⁶) Bolte, Zeitschrift für Volkskunde, Berlin, 1934.

77) Karl Reiterer, Waldbauernblut (Leoben 1910), S. 121.

⁷⁸) Ad. Jungbauer, Das Weihnachtspiel des Böhmerwaldes (= Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, III/2), S. 79 ff.

⁷⁹) Arthur Kopp, Volks- und Gesellschaftslieder des 15. und 16. Jahrhunderts (= Deutsche Texte des Mittelalters, V), S. 237.

80) Sztachovics, Brautsprüche und Brautlieder, S. III; Kurzweil a.a. O., S. 326.

^{S1}) Nagl-Zeidler-Castle, II, S. 245.

82) Mathias Jäger, in: Jahresbericht des Collegiums Borromäum in Salzburg 1900. Nagl-Zeidler-Castle, II, S. 245.

84) Kurzweil, a. a. O., S. 326, Nr. 10. Ich verdanke die Einsichtnahme in dieses wie in die übrigen von Sztachovics gesammelten Spiele der freundschaftlichen Hilfe Prof. Dr. Géza Kurzweils in mehrfachen Studienaufenthalten in der Erzabtei Pannonhalma, der ich für ihre große Gastfreundschaft aufs tiefste verpflichtet bin.

85) Die Kenntnis verdanke ich der gütigen Uebermittlung der Abschrift

durch Univ.-Lektor Dr. Rudolf Hartmann in Debreczin.

86) Moser, in: Dichtung und Volkstum, Bd. 36, S. 93.

87) Pukanszky, Gesch. d. deutschen Schrifttums in Ungarn, I, S. 372. 88) Schmidt, Das Krimmler Hexenspiel, in: Wr.Zs. f. Vk., XXXIX, S.63. 89) Auch diese Handschrift konnte ich durch die gütige Hilfe Prof.

Kurzweils in Pannonhalma einsehen. 90) August Hartmann, Volksschauspiele in Bayern und Oesterreich-

Ungarn gesammelt, S. 299.

⁹¹) A. Hartmann, a. a. O., S. 296 ff.

⁹²) Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark, S. 260 f.

93) Aufgezeichnet von P. Romuald Pramberger; vgl. K. Polheim, Bericht über die Sammlung steirischer Volkschauspiele, in: Anzeiger der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien, 1916, S. 98.

⁹⁴) Sztachovics, Brautsprüche und Brautlieder, S. 255 ff.
 ⁹⁵) Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark, S. 45 ff.

96) Karl Weinhold, Weinnachtspiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien (Wien 1875), S. 356.

97) Kärntner Volksschauspiele, herausgegeben von Georg Graber (= Deutsche Hausbücherei, 73), Bd. II, S. 48.

98) Georg Graber, Der Kärntner Totentanz. Komödia von dem grimmigen Tod (= Deutsche Hausbücherei, 129), S. 66.

99) J. Ernyey und G. Kurzweil, Deutsche Volksschauspiele aus den cherungerischen Bergetätten. Bd. I. S. 210 ff. Vol. Schmidt. Einiges über oberungarischen Bergstädten, Bd. I, S. 219 ff, Vgl. Schmidt, Einiges über das Jedermannspiel in: Karpathenland, 5, S. 33 ff.

100) Ernyey-Kurzweil, a. a. O., Bd. I, S. 531 ff.

101) Ernyey-Kurzweil, a. a. O., Bd. I, S. 487 ff.

102) Sztachovics, Brautsprüche und Brautlieder, S. III.

103) Schröer, Nachtrag, S. 7.

Die Wortkunde im Wiener Wörterbuch.

Von Leopold Höfer.

Gemeint ist natürlich das Wörterbuch der Zukunft, denn über die bisherigen Wortsammlungen genügt der Satz, daß sie geradezu nichts zur Erklärung sagen und auch recht wenig volkskundlichen Stoff darbieten, d. h. Wörter, die sich nur aus Glaube und Brauch erklären lassen. Sie folgen damit dem schlechten Beispiel der führenden Wörterbücher, von denen das große, von J. Grimm begründete, erst im XIII. Bande mehr den Spuren des Meisters folgt und M. Höfler's bahnbrechende Arbeiten berücksichtigt. Nachstehende Proben aus meiner Sammlung: "Zweitausend und einige Mängel der Wiener Wortkunde" werden ja hoffentlich bei aller Kürze deutlich genug zeigen, daß die Wortkunde dem Rufe folgen muß: "Mehr Volkskunde"»).

¹) Verbesserungen, Fragen, Anregungen erbittet der Verfasser, Wien, XVI., Hasnerstraße 105.

Altweibersommer. Eine bisher vereinzelt dastehende Deutung im Kindgl.: "Fällt er auf eine alte Frau, so lebt sie um 10 Jahre länger". Zweite Erklärung aus Kindermund: Es sind weiße Haare, die fliegen. Nach den reichen Belegen im Hwb. d. A. I, 356, vielleicht nur Deutungsversuche einer Uebersetzung aus dem Slawischen, wobei ich nur gern den Unterschied zwischen tschechisch babj leto und böhmisch babi leto kennen lernen möchte.

Allerheiligenstriezel. Lebt als Gebäckname fort; als Geschenk der Bäcker an die Kunden veraltet. (Vgl. Roratewürste.) Pop. 9904, 11, a, vergleicht die Augsburger Seelbrezeln und die Ehinger Seelwecken. Rest eines Opferschmauses, an dem auch die Seelen teilnehmen, dann Gabe an die Patenkinder und die Armen. (Vgl. Höfler, Zopfgebäcke in der Beilage z. Allg. Z. 1901, 25./XI.)

Angstraat, betrunken; Tupf, der Narr; Spreck, Wahn und "Ueberspannter", å pritscht, leicht verdreht und åntritscht: Sie alle reden von Krankheitsdämonen. Spreck, erklärte man mir "Ned rein in Hirnkastel"; es ist mhd. sprëckel, schwedisch spiökka, kleiner — Tupf. "Es zickt bei ihm" hat Wander aus OÖ.; Wein und Bier, die anzickat (sauer) werden, scheinen dem Wiener "wie angstraat" (bestreut). Englisch spright (quälen), hilft uns nicht, wohl aber Freund Wuttke, 771: Wen ein Toter im Schlaf berührt, der kriegt schwarzblaue Flecken, die neun Tage dauern, dazu 309: Wen der Alp bepißt, der kriegt Flecken; Krötenpulver macht Ausschläge. "Antritscht" heißt: "Mit wäßrigem Kot befleckt". Hier steckt der bei uns sonst ungebräuchliche Name "Trutschel" = Elptrötsch (unser Trutschel ist ein liebes Hexerl), bei Hans Sachs ölpetrutsch. Höfler hat neben Drelpe-, Trilper-, Ilpen- den Hilpertrisch, der wohl das Wort "Hilpertsgriffe" mehr beeinflußte als der alte Hildebrand. Dazu stellt das Krankeitsnamenbuch altnordisch drauga (Trug) und drottin (wilde Jagd). Die Personen namen mit = trud stammen von der spätern incuba Trut, welche Männern und Frauen das Liebesleben verbittern konnte; sächsisch Tulpentritsch, pfälzisch Elbetritsch, Grimm My⁴, 412, Tölpen = Trilpentritsch; hilpentritsch, dem die Elfen was angetan haben. Das Wörterbuch von Groningen (Holland) hat elpenbijn, langbeinige Frauen und aus Holstein: Jumfer ebentritsch.

Aniweig (selten). Einer, den "Sie (die Narren) grüßen lassen", eigentlich die Anfechtung selbst; im Wienerwald Hålweigel, Halbnarr. Nach Pop. 9904, 192, b, zu sächs. weizt "umgehen". Jedenfalls nicht zu niederdeutsch wicken, wahrsagen, das westgermanisch so reich entfaltet ist, sondern zu mhd. an wîgen, kriegerisch angreifen. Tschechisch ohnivy, Feuermann, hat nur zufälligen Anklang. Kä.-Lex: weigen 1. anreizen; locken. 2. spuken, umgehn; dazu englisch wicked, Bosheit.

Aufsässig. Da es dem Altmeister J. Grimm im D. Wb. I, 717, entgangen ist, darf man es J. Jakob nicht schwer anrechnen, daß er die volkskundliche Herkunft nicht ahnt, obwohl er hat: "Auf an (einem) reiten, ihm aufsäßig sein". Hätte er noch den Zuruf an einen "Quälgeist" gebucht: "Steig åba (herab) von mir!", so wäre der böse Geist, der Incubus, zu erkennen gewesen, wie in "Muaß mi da Teufl reitn!" Vgl. Pauly, Realenzykl. d. klass. Alt. V., 284: Ephialtes, ein Alp, "Würger". (Wer im Wiener Weingebirg nachts: "Hehmann!" ruft, dem sitzt er würgend auf dem Genick.) Vgl. auch den "Henkup", worüber Fr. Rauhe Volkssagenforschung (Deutschkundl. Arbeiten, Breslau 1935, Allgem. Reihe 4, 39, bes. 42 ff.), gehandelt hat.

Bartl. Wie nötig ein Heiligenwörterbuch ist, geht aus der Frage des sonst volkskundlich guten obersächs. Wb. hervor, was das heißen solle: "Daß dich St. Bartels Messer schänd"; wer "schind" sagt, weiß Alles, auch wer den Heiligen auf dem Mailänder Dom gesehen hat, die Haut auf dem Arm. Weit schwieriger ist zu erklären, wo Bartl den Most holt". Die neue Deutung der führenden Wörterbücher ist: "Brecheisen, Barzel", (in Wien auch Bartel), und "Moos". Seit Jahrzehnten mit der Gaunersprache beschäftigt, der Sprache der mißratenen, oft nur der zu spät geborenen Kinder, kenne ich kein zweites Beispiel solcher Radebrecherei. Den Sinn erklärte mir ein alter Wiener: "Dös sagt ma von die Madeln, dö schon zeitlich Alls wissn; die Buabn kennen si dafür aus bei da Gaugauliesel!" Diese Beziehung war so allgemein, daß man (Wander I, 241, 6) erklären wollte: Barthold, der Storch! und daß in Sackmanns plattdeutschen Predigten (Inselbücherei) den unmündigen Hörerinnen zugerufen wird: "Ihr wißt schon . . ." Carl Braun hat viel zur Verdunkelung beigetragen, indem er den Most erst im November entstehen läßt; dabei reifen die "Augster", wie der Name sagt, im August. Die endgültig richtige Deutung ist von zwei ganz unabhängigen Zeugen festgelegt. 1. Am Rhein kam K. Seebach (Wander V, 905), 1848 in ein Wirtshaus, wo er hörte, der Wirt müsse am Kirchtag (zu St. Barthol.) Most von roten Trauben haben. Dies teilte er aus New-York mit, ohne zu wissen, daß noch genauere Zeugnisse aus Hernals (Wien, XVII.) vorliegen, das früheste und genaueste 1635 vom Benediktiner Reginald Möhner, "er wolle nacher Hernals, den neuen Most zu versuechen . . . mit dem . . . die Wirt bei Verlierung ihrer Frei- und Gerechtigkeit auff dises Fest muessen versehen sein". Dazu Schwe. J. III, 1366: "Wenn man auf Laurenz oder Bartlime reife Trauben findet, so kann man auf guten Wein hoffen". Schwäb. IV: (Bei Lorenz: 10./VIII. — eine Traubenart heißt Laurenzer): "Heute bratet man dich, in 14 Tagen schindet man dich!"

Geheimnisvoll ist die volkskundliche Grundlage. 1 + 2 sind Bartholomäusorte; der Heilige hat mit allem Obst, auch mit den Beeren zu tun. Herr Professor A. Haberlandt machte mich auf das Vortreiben der Trauben für das Fronleichnamsfest und auf R. Eislers "Orphisch-Dionysische Mysterien" aufmerksam: In Byzanz schnitten Kaiser und Patriarch frühreife Trauben zu einer Art Communio, die wir aus abendländischen Verboten kennen. Es scheint sich um althergebrachte Gemeindeopfer der Winzer zu handeln, die für eine gute Ernte nötig waren; daher der Zwang für die Wirte.

Baumhexe. Sie will aus dem Holz heraus, wenn die Möbel krachen oder die Holzstücke im Feuer. Mannhardt spricht von der Baumseele als Wachstumsdämon; mir ist der Ausdruck auch bedeutsam für die Bildbäume (mit Weihbildern behangen), die auch im Stadtgebiet nicht selten sind. (Andre Arten von Baumkult s. Wr. Kgl.). Nach dem Hwb. d. Abgl. I, 955 ist der Wald Sitz der Abgeschiedenen, was auch aus unsrer Redensart hervorgeht, womit der Ältere auftrumpft: "Dåmåls håst du no lång Schwammerl gsuacht!" (Warst noch ungeboren.)

Beißen. "Oder wås beißt mich" als Ablehnung. Max Mayr, Wiener Redensart. 18, denkt an Insekten, wohl wegen des Gutenachtwunsches: "Angenehmes Flohbeißen"; es ist aber die Maus, schwäbisch das Mäusle, ein Deckwort für die Miselsucht, also: "Wenn ich das tun oder zugeben sollte, müßte ich schwer krank sein". In der schwäbischen Fassung ists eine Art Selbstverfluchung. Wander V, 1596, 27, denkt an Muskeljucken, hat aber III, 551, 4 und 17 die Miselsucht, mit der "beißt" eine feste Verbindung eingeht.

Blühen: "Wer waß's (weiß es), was ma blüaht!" Es blüht also nicht nur ein Schatz und hebt sich aus der Tiefe, wenn die Sonne "feuerfarben" und groß ist, sondern es "blüht" Unglück. An den Fingernägeln blüht das Glück in weißen Flecken, deren Schwinden Tod bedeutet. (Rêflecken zu ahd. hrêo, auch rê Leichnam, Tod, Grab — sie können auch Unglück bedeuten. "Segns (Sehen Sie), da blüaht da Gnofl!" — da ist die Feige als Knoblauchnachahmung wirklich das Apotropäon eines lästigen Geistes.

Emmaus gehn am Ostermontag (Handb. II, 804), legte sich der Oesterreicher als "Ebenaus" zurecht, wie es scheint, mit dem geheimen Nebensinn, daß dann die Wetter gut ausgingen. Grund der Vermutung: Veronica alpina und latifolia heißen Ebenaus- auch Nebenauskräutl, weil sie bewirken, daß die Wetter ebenaus und nebenaus gehen.

Fabian: I håb dar an Fabian — Hunger! Bei den tschechischen Gaunern fáb und fabián, auch Sebastian für Durst. In Höflers K.-N.-B. steht die Lösung: St. Fabians Plag ist der Hunger. Die zweite Bedeutung bei den deutschen Gaunern "Aufschneider, Schwätzer" ist nach dem schwäb. Wb. Fabian und Pavian, das erste Wort Verdrehung des zweiten. Wiener Kinder: Fabian, einer der zum Lachen angezogen ist: Auch "Fabelhans" könnte Pate gestanden haben.

Feichtl, Wurzen, älter Fichtel. Wie Aniweig und ångstraat: Anfechtung durch Krankheitsgeister. Denis, Lesefrüchte II, 130; zafichtig, mager, eingeschrumpft. Fichtner (Gaunersprache) der ins Dunkel geführte, läßt uns im Dunkel; Höfler, Volkskunst, S. 54: St. Viecht (Vitus) verantwortete anno 1529 die Franzosenkrankheit. Man muß nicht an den Veitstanz denken, der nach Kluge von den wilden Tänzen der Kultzeit so hieß, sondern etwa

an das schweizerische (Id. I, 1134): "Dasitzen wie Vit im Häfeli"? (Oelhafen). Sprachlich müßte Feichtel aus Veit belegt werden: "Zeit" und "Eichtl" bedürften selber mehrerer Beispiele.

Franz. "Glück muaß ma håm und Franz muaß ma haßen", wohl in der Zeit der napoleonischen Kriege halb boshaft, halb bewundernd auf den Kaiser Franz gemünzt, der sehr volkstümlich war; vgl. "Mir werns schon måchn, daß da Kaisa Franz muaß låchn!" Altes Volksgut, vgl. Handb. d. Abgl. IV, 706: Um einen Schatz heben zu können, muß man Johannes heißen?

Geistblumen (Wien XVI; im XVII. Bezirk Geißblumen, Schulsprachzwitter), auch Lichterl, die weiße Flockenkrone des Löwenzahns, in Dornbach auch Männer- und Frauentreu; in Vorarlberg nach Della Torre Totenlichterl; Eger, Zs. f. V., 11, 49: Soviel hängen bleiben an den Kleidern, soviel Sünden hat man. Im alten Zauberspruch der Kinder: "Åpfelbam, Bierbam, Maibam, Drah ma mei Schlüsserl zsam". Das wäre ein Uebergang zu der Namensmeldung der Volkszeitung aus der Isperklamm: "Himmelsblumen aus des Herrgotts goldenen Schuhen!" Bei den Wiener Kindern ist's in gewissen Sinne auch ein Totenlichtel: "Sooft man dreinblasen muß, alle Flocken herunterzukriegen, so lang lebt man".

Glåmsch. (Auch mit K.) Trübung des Verstandes. (Bern., 306, wr. hlomozda, Unsinn, Narr; 506, sl. klâm, verworrener Traum, Tölpel; klamáti, wie betäubt gehen; tebi se klama, nicht richtig im Kopfe). Č. Wb. klam, Trug, Täuschung; mhd. verglabet, sinnlos; obsä. glamrig, benommen; ags. glom, e. gloom, Dämmerung; altnord. glama, Mond. (Vgl. Mondscheiniger.) Solchen slavischen Uebereinstimmungen müßte öfter nachgegangen werden von den Namen der Krankheitsdämonen bis zu den gemeinsamen Wallfahrtsorten: Da gibt es wohl manche alte Gemeinschaft!

"Haferl sagt er und Alles ist verschwunden!" (J. J.) Gewöhnlich in der Form: "Er glaubt, er braucht nur Haferl sågn!" Nach den Stellen bei Wander II, 259, 22 und V, 1935/6 liegt das Märchen vom Zauber-Kochtopf zugrunde, bei dem ein Wort genügt. Anlehnung an das Brauen im Hexenkessel meldet das Schweizer Zeitwort "verhäfelen", verhexen! (Id. II, 1028.)

Hahnl. Die Wörterbücher bedürfen hier mehrerer Ergänzungen, so aus Pop., Kaltschmidt und Heyse, wo mehrere Käfer so heißen. Vom "Krauthahn" weiß das Grimmsche Wörterbuch nur "Gefülltes Kraut", während Pop., 9904, 225 a, berichtet:,,Große Buscheidechse, schlimm, giftig, ändert die Farben im Zorn; in Kärnten Tatzelwurm, In der Schweiz (W. III, 917) heißt ein häßlicher Hahn Krauter! W. Nagel in seiner Zeitschr. I, 367: Lacerta viridis. Sonnleitner erklärt in den "Hegerkindern" diese Eidechse als Ueberlebsel der Vorzeit. Wenn das Wort eine verblaßte Form von "Krodnhahnl" wäre, hätten wir sachlich den Basilisken, von dem wenigstens der tödliche Anblick im "Weinhahnl" unsrer Hauer weiterlebt; wer dieses sieht, muß sterben. Nach Denis, Lesefrüchte I, 204, Mantis religiosa, auch "betende Liese", nach Pop. "Gespenst". (Im steirischen Wortschatz ist Weinhahnl die Zikade oder Weingrille, und ein kleiner rötlicher Schmetterling.) Aus den Wiener Weinbergen angeblich durchs Kupfervitriol vertrieben. (Vgl. Handb. d. A. IV, 607, Elfen in Gestalt von Insekten, Frucht einer Vermischung der Hexen mit dem Teufel.)

Hollerstraubn. Eine alte Wiener Köchin erklärte, die Hollerblüh müßten "eigentlich" am Baum gebacken werden; wieso und woher wußte sie leider

nicht. In der Schweiz (Id. III), pflegten die Vaganten im Uebermut die Hollunderdolden oder junge Buchenzweige in den Teig, dann in die Butterpfanne zu tauchen und wieder loszulassen. Hier scheinen also, vgl. "Bettlerchuchi", alte Opferbräuche in voller Reinheit bewahrt. (Eine der vielen Widerlegungen der Behauptung des schwäbischen Wörterbuchs, die Gauner hätten nichts Altes bewahrt!)

Katze. Ein besonders ruchloser "Neidkrågn" (Geizhals) gibt kana schreiatn Kåtz was. Nicht nur katzenpflegende Mädchen werden belohnt, auch der Hausvater, der billigt, daß sie (Handb. Abgl., IV, 1120) vom ersten Brot der neuen Frucht, vom ersten Küchlein und frisch gemolkener Milch als Wettertiere ihre Spenden bekommen. Dazu stimmt das Wiener Kinderwort: "Heut ist unserm Kater sein Namenstag, er heißt Peter" — da wird wohl auch der Name "Paul" zum zweiten Wetterherrn gehören, wenn auch manchmal "Baunl" (und zur Käterin "Maunl") gesagt wird.

Kind. "Daß's Kind an Kopf kriegt", sagt der friedsame Gemahl, wenn er einen seltsamen Wunsch der Eheliebsten erfüllt. Die besondere Rücksichtnahme auf die Wünsche der Schwangeren bricht z. B. nach einigen Weistümern und kaiserlichen Verordnungen den strengen Fischbann! Die Grundanschauung, Einfluß der Mutterstimmung auf die Gestaltung des Kindes, ist dieselbe wie beim Verschaun (Versehen).

Klåg. Primus Lessiak führte nicht nur den Wiener Klagbaum, sondern auch den Namen Klagenfurt auf die unheilverkündende Feuerkugel zurück, die mit klagendem Getös verschwindet und von der Tausende Wiener schwören, sie wahrgenommen zu haben. Pop. 9904, 211 a, schrieb von Menschenstimmen als Vorbedeutung eines Sterbefalls; die Klagmutter zu Nürnberg winselt, rollt durch die Gasse, macht sich groß, heult dreimal und schaut zum Fenster herein; wer hinausschaut, dem schwillt der Kopf, daß er im Fenster stecken bleibt. Wie im alten Nürnberg spricht man auch im heutigen Wien von einer Kröte!

Knopf. Das Rockknopforakel "Soll i, soll i ned?" war wohl immer mehr scherzhaft verwendet; wieviel Ernst sich an den Knoten knüpft, zeigt das (Handb. d. A., V, 14). Zum "Knopfaufgehn", (klug werden) bietet Wr. Kindgl.: Wenn ein siebenjähriges Kind (gemeint ist wohl der Schulanfänger) seinen Nabelknopf aufmacht, (der zu diesem Zwecke aufgehoben wurde), so wird es sehr gescheit

Krampus, bei einem guten Teil der armen Kinder beliebter als das volkskundlich junge Christkind; die mehr als hundertjährige Verfolgung durch alle Obrigkeit hat dem alten Seelenjäger wenig geschadet. In OÖ. müssen am Nikolaustag drei hängen, drei tränken, drei derfalln; in Steyr fährt kein Floß. Die mährische Mutter, die ihren schlimmen Buben zum Scherz entführen lassen wollte, mußte ebenso an den Ernst glauben, wie jene in den Aargauer Sagen, wo auch das Kind verschwunden ist. Dazu aus Wien: Wenn an diesem Tage der Wind durch den Ofen bläst, fährt der Teufel durch: Der Bischof hat sich mit seinem Diener in die Aufgaben Wodans geteilt.

Kuhfuß. Wer dem alten Wiener Hausnamen beikommen will, dem bietet Weinhold (Schles. Wb. I, 100 "Den hat die schwarze Kuh getreten!" (Vgl. Grimm, My 631, auch livländisch, böser Kobold. Wander II, 1678, 591 und 1690, 595: "Die schwartze Kuh tritt ihn (vor seinen Augen wirds ihm gelb und grün". (Durch Ordensritter aus Griechenland nach Preußen ge-

bracht, meist ein alter Deutungsversuch. (Französisch: Il a mangé de la vache enragee.) D. Wb. V, 2550: Die hellische Kuh, der Teufel. — Also darum stand auf dem Wiener Hause: "O Mensch, tu Buß! Dies Haus heißt zum Kuhfuß!"

maustot, in der Wiener Scherzgrammatik Steigerung von tot (3. Stufe mausdreckerltot). Zu den vielen Belegen in Grimms My.⁴ (z. B. S. 906), daß die Seele aus dem Schlafenden als Maus entweicht, gesellt sich unser Kinderkitzelreim: "Lauft das Mauserl In ihr Hauserl Wo wirds r'åsten: In dem Kasten!" (Aufwärts laufende Finger, Rast in der Halsgrube. Recht anschaulich hiezu das Ausbleiben der Seele in Khevenhüllers Tagebüchern, 1758, 9./VI: "fast außer sich geblieben" (vor Staunen).

Mondkalb, beliebtes, halb hochdeutsch gesprochenes Schimpfwort, auch in der Satzform: "Als obs' erst gestern von Mond åbagfålln warn!" Eigentlich eine Mißgeburt, die man nach Höfler, D. K.-N., 254, b einst dem alleinigen Einfluß des Mondes zuschrieb, dann dem Geschlechtsverkehr in der monatlichen Zeit. Sachlich ziemlich gleich mit der Behauptung, bei dem Gescholtenen habe man seinerzeit das Kind weggeworfen und die Nachgeburt aufgezogen. (Mondscheinige, der Traumverlorne, Mondsüchtige. Vgl. D. Wb. VI, 2500.)

Roratewurst va. Abgabe des Fleischers an seine Kunden, Rest der alten Opferschmäuse. (Vgl. die Wurstgeschenke an Pfarrer und Lehrer.) Durch die Adventfasten hat die Kirche den alten Schmausereien der germanischen Festzeit eine Pause eingeschoben, die spitzbübisch durchbrochen wird in der Zeit, da man das "Rorate coeli" singt. J. Grimm sah in den Fleischern die Nachfolger der alten Opferpriester und F. Kluge brachte noch in der 5. Auflage seiner Wörterbuchs unter Garbschale: "die den Göttern handvoll gereichte Gabe aus der Schale am heiligen Bein" (auch Herrenmaus), aber er ließ den mißlungenen Versuch dann weg.

Schimmel. Während anderswo (Wander III, 473, 60) Martin auf einem Schimmel kommt, wenns an seinem Tage schneit, sagt man dies in Wien öfters von Leopold, der als Landespatron den älteren Nachfolger des Schimmelreiters verdrängt hat. (Wander V, 183, 15, OÖ. "Der Schimmel hat sich gewalgt", bei Reif; Baumgarten denkt ans Roß der Walkyren; č: zač dává pläs'ř.) — Spielerausdruck für: Wollen sehen, wer jetzt gewinnt "wem da Våda in Schimmel schenkt". Den Schimmel bekam der Liebling: wohl Gedanke an den Glücksgott.

Schlägel. Von jemandem, der besser tot wäre, aber just weiter lebt: "Den muaß man mit an ba(u)mwollenen Schlägel daschlågn!" was eine schöne Mengung alter Grausamkeit und neuerer Menschlichkeit darstellt. (Auch als Mittel zur Stillegung böser Mäuler.) D Wb. IX, 340, Schlägel, ein Werkzeug zur Hinrichtung, eine Keule zur Tötung abgelebter Greise.

Zeche. Kein Wörterbuch gibt Kunde von den alten Trinksitten! J. J. hat: "umzechi", der Reihe nach. Das Wort ist verständlich aus Goethes Eckart: "Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier". Noch um 1875 herum hieß in einigen Nußdorfer Wirtshäusern das Trinken außer der Reihe: "Schulmeisterisch trinken". Das grüßende Trinkenlassen aus dem eigenen Glas ist eine teilweise Herstellung der alten Gemeinschaft. Vgl. Böhme, D. Liederhort I, 89: Der jüngste Graf bot mir (der späteren Nonne) zu trinken aus seinem eigenen Glas.

Abkürzungen: Klar sind ags, č, mhd., sl., OÖ.; wr. — weißrussisch. Bern. — E. Berneker,² Slav. Etym. Wb. 1924; Hwb. d. Abgl., Handwörterbuch des Aberglaubens. Hü.: Fr. S. Hügel, Der Wiener Dialekt, 1873. J. J.: Julius Jakob, Wb. des Wiener Dialekts (ohne Jahr). Kä-Lex: Kärntner Wb. Lexer. Kindegl.: Wiener Kinderglaube, diese Zeitschrift 1927—1929. K 11: F. Kluge, Etym. Wb., 11. Auflage von A. Götze, 1930 ff. Höfler, Knb.: Max Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch 1899; M. M.: Max Mayr, Wiener Redensarten 1929. obsä. Wb.: Obersächsisches Wörterbuch, K. Müller-Fraureuth, 1911. Pop. IV: Handschrift 9904 der Hofbibliothek, J. S. V. Popowitsch. Schra.: E. M. Schranka, Wiener Dialekt-Lexikon 1905. Schwe. J.: Schweizer Idiotikon, Staub-Tobler 1881 ff. Wander: K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon, 1867 ff. Wiener Kgl. — Kinderglaube, unsere Zeitschrift 1927—1929.

Zur Volkskultur in Osttirol.

Von Frau M. Lang-Reitstätter wurde dem Museum für Volkskunde in dankenswerter Weise eine Sammlung zum häuslichen Leben in ihrer Villgrater Bergheimat gewidmet. Der Bestand ergänzt in anschaulicher Art die in dieser Zeitschrift 1933—1935 gebotene Schilderung von Haus und Wirtschaft und sei im nachstehenden vermerkt.

- Altes Bergbauernfenster mit bleigefaßten sechskantigen Gläsern nach Art von Butzenscheiben und eines der kleinen "Fenschter-Pölschtelen", die zu dritt zwischen die "Fenschterglampern" gelegt werden.
- 2 Blumenständer aus Stroh in einer Flechtverbindung, die der Fadenkreuzverbindung von Erntedankzeichen entspricht.
- Bemalte Wiege mit Rosen, Namen Jesu und Mariä und Kopfbankel zum Schlafen auf der Ofenbank.
- "Kellkarl", ein viereckiger Holzbehälter in der Küche neben dem Herd, zum Aufbewahren der Schöpfkelle aus Zirbenholz, des "Muisner" oder Muiserer, (Rührlöffel für das Mus), des "Muisbesn" aus säuberlich entrindeten Weidenruten zum Einkochen des Muses, des Nudelwalkers "Tribl" usw. Weiters ein "Nigelenspieß"1) aus Holz und ein Herdbesen aus Schmelchengras. Zum Trocknen und Aufbewahren dient eine "Brotruhme", ein langes Krautmesser zum zerkleinern der "Kawes" (Krautköpfe) zum "Zettelkraut". Ein Fuierrössl und ein Pfannroß aus Eisen, ein hölzerner Pfannknecht zum Aufstellen der Schüsseln und ein "Strohriadele" aus spiralig genähten Strohzöpfen als Untersatz für Schüsseln auf dem Eßtisch veranschaulichen den gebräuchlichen Küchenhausrat.
- Zum Feuerschlagen dient ein "Fuirzoig" mit Schlageisenstein und Schwamm; Schwefelhölzlen erzeugen die Bergbauern noch selbst. Ein geschnitzter und ein gedrechselter Lichtstock aus Holz zum Aufsetzen von Tegln (Oellämpchen) zeigen altertümliche Sanduhrform. Aus Fichtenholzspähnen ist eine Fackel gefertigt, die einen Ring aus Birkenrute besitzt. Eine Laterne zum Ausgehen zeigt Spiralvergitterung der Fenster, eine Stallaterne, eingehackte Kerben in der Eisenrohrwand als Verzierung.
- Zwei A'tscherfler (Fußabstreifer) sind aus Hudern gefertigt, die zu Wülsten zusammengeflochten und spiralig genäht sind.
- Zum Schlagen der Wäsche auf dem "Waschstuihl" oder Waschflecke (Brett) dient ein kurzer "Wäschebloi" oder "Wäschebloile", ein hübsch mit Kerbschnitt verziertes Mangelbrett wurde in der letzten Zeit gleichfalls dazu verwendet.

¹⁾ Wr. Zeitschr. f. Vk. 1933, S. 107.

Vogelliebhaberei, mehr als Beutelust, bekundet eine "Voglschlage" (Falle), eine kleine Vöglsteige zum Heimtragen des gefangenen oder gekauften Zimmergastes und ein Voglstall, vor allem für den Krumpschnabl eingerichtet. Die "Vöglratsche" zeigt das Fahnenbrett des Windradels in Hahnenform ausgeschnitten. (Im Hausgarten oder bei der "Harpfn" angebracht.)

An Wirtschaftgeräten sind vertreten: 2 derbgeschnitzte Ochsnjöchl und ein zierliches Ochsenioch aus Zirbenholz, eine Schlinge aus geflochtenem Lederzeug "Amplotze" für die Joch-Deichselverbindung, eine eiserne Gabel zum Reichen der Garben, Heukloben aus Holz zum Zusammenschnüren des Heus auf Schlitten und Wagen, ein Sengsnkrickelholz mit natürlicher Krümmung, Holz vom Baschtlbam (Kornelkirsche) zum Herstellen der Rechnzintn, eine Viehglocke aus Schmiedeeisen, Denglhammer und drei Kumpfe, einer mit Darstellung der zur Arbeit ausziehenden Mädher in Flachschnitzerei geziert, ein Tasnmesser zum Abhauen und Zerkleinern von Fichtenästen zu Streuh, eine "Radeltasche", Holzscheibe für einfachen Flaschenzug, ein paar neue Tschokln, große Ueberschuhe aus Zirbnholz für die Stallarbeit, ein Lagl (Fäßchen) für Flüssigkeiten, ein Fischbittri(ch), Fischbehälter in Gestalt eines abgeplatteten länglichen Holzfäßchens, ein Wühlscharreisen zum Fangen von Maulwürfen, drei bemalte Bienenstockbrettchen aus dem Winkeltal. Eine "Klapfgassl", Knallpeitsche aus Flachsgarn, 4½ Meter lang mit seidener Vorschnur (Schmatz), vorne ein Pfosen (Quaste), der Stecken aus Lerchenzweigen zusammengedreht, wird zum Klapfen besonders um Kirchweih im Herbst verwendet.

Sehr beachtlich ist eine Zusammenstellung von Mustern für die einzelnen Erscheinungsformen des Haars (Flachses) von der Pflanze bis zum Tuich (Leinen), Villgraten:

Flachs vor dem Riffl und nach dem Riffl.

Giröaschta Haar (Flachs nach dem Dörren). Wenn man ihn reibt, fällt die äußere Schicht ab, das heißt man dann die Agl.

Gebrechelter Flachs und gehechelter Flachs, a Haarreischte, wird zum Kragelen genumm²).

Haarba Fadn (Flachsfaden), nicht gesotten, nicht gewaschen, weiters gesotten und fein (fertiger Leinenfaden),

Hausgewebte Bänder, ungebleichte und gefärbte.

Haarbans oder feins Tuich (Leinen), Baumwollfaden ingetragen, roh (ungebleicht), wie es vom Wircher (Weber) kommt.

Giblachts haarbans Tuich: fertige Leinwand.

Werch (Werg).

Werchfadn, noch roh, weiters Rupfn- oder Werchfadn, gesotten, wie er zum Weber oder Wircher kommt.

Rupfan Tuich, grobes Tuch aus Werg, für Strohsäcke, ungebleicht.

Rupfan Tuich, Baumwollgarn ingetragen, ungebleicht.

Rupfan Tuich, gebleicht, mit Baumwollfaden, fertig zum Hemdermachen für die Mannsbilder.

Ferner eine Zusammenstellung von Mustern für die einzelnen Erscheinungsformen der Wolle vom Schaf bis zum Loden (Villgraten):

Wolle, wie man sie vom Schaf schert.

²) M. Lang-Reitstätter, Wiese und Feld in Villgraten, Abschnitt "Der Haar und sein langer Weg", Wr. Zeitschr. f. Vk. 1936, S. 70.

Wolle, die in der Walche "aufgetan" wurde und fertig zum Spinnen.

Wollefaden, wie man ihn zum Loden spinnt.

Fertiger Loden.

Wollfäden, naturfarbig und hausgefärbt.

Hausgewebtes Wollband.

Fluichwolle oder "die Grobe"; aus ihrem Loden werden Stiefeletten (Wintergamaschen) gemacht oder sie dient als "Stümpfegarn" zum Fersestricken, oder für Handschuhe; für anderes ist sie zu grob.

Fluichgarn oder Stümpfegarn, Faden von der groben Fluichwolle.

Literatur der Volkskunde.

E. Bargheer und H. Freudenthal: Volkskunde-Arbeit. Zielsetzung und Gehalte. 310 S. mit 16 Taf., 15 Abb. im Text und einem Bildnis von Otto Laufer. Berlin W. de Gruyter, 1934.

Die O. Lauffer dargebotene Festschrift steckt den Inhalt der Altertumskunde und Volksforschung in weitem Rahmen ab. Fr. Pfister zeigt die Anfänge der Volkskunde im alten Griechenland auf. A. Helbock bietet eine bemerkenswerte Anregung zur volksgeschichtlichen Betrachtung der alten und und altartigen Steindenkmäler in Südwestdeutschland. Der Referent hat altertumskundliche und volkskundliche Gesichtspunkte zur Aufhellung der Bedeutsamkeit von Gürtelzier auf süddeutschem Volksboden angewendet, während M. Orend auf das Fortleben der germanischen Rundfibeln bei den Siebenbürger Sachsen hinweist. B. Schier sucht in weitgespannter kulturgeographischer Ueberschau den Weg zur Lösung der Speicherfrage. L. Mackensen vertieft sich in die so notwendige Persönlichkeitsforschung an Hand eines pommerschen Hirtenbuchs aus dem 18. Jahrhundert. Lebendige Volksüberlieferungen schildern K. Wehrhan, E. H. Maßmann und andere, wobei G. Hellwegs Betrachtung des gegenwärtigen Standes der magischen Krankheitsbehandlung im alten Amt Delmenhorst Aufschluß über einen sonst wenig zugänglichen Bereich des Volkstums bietet. Die Namen Bargheer, Freudenthal, O. Lehmann, P. Sartori, H. Naumann, G. Neckel, F. Fuhse, A. Spamer, W. Jesse, A. Wirth, F. Krüger, John Meier mögen den wertvollen Gesamtinhalt des Buches im knappen Rahmen einer Besprechung an und für sich bekunden helfen. A. Haberlandt.

Das rheinische Volkslied von Joseph Schmidt/Görg (= Rheinisches Volkstum, 3. Heft, hg. von Dr. K. Meisen u. Dr. H. Naumann). L. Schwann, Düsseldorf o. J.

Eine recht praktische Ausgabe, die vom rheinischen, landschaftlichen Liedgut ausgehend, einen Ueberblick über die Gattungen des Volksliedes und eine Einführung in die allgemeinen Probleme des Volksgesanges geben will; einer Einleitung über das Wesen des Volksliedes folgen drei Abschnitte über das Textliche: der rheinische Untergrund, Liedgattungen, Form und Wandlung, und drei über das Musikalische: Entwicklungen, Formelemente, Einflüsse. Von großer Wichtigkeit ist die abschließende Bibliographie des rheinischen Volksliedes mit 248 verzeichneten Büchern und Aufsätzen, wobei in nachahmenswerter Weise jene, die Melodien enthalten, besonders gekennzeichnet sind. Arbeiten dieser Art wären für jede deutsche Landschaft erwünscht und würden die Volksliedforschung wieder ein Stück weiter bringen!

Joh. Graefe: Zur Trachtenkunde der Donauschwaben in Ungarn und den Nachfolgestaaten. (Studien zur Völkerkunde 9), 84 S., 5 Abb., eine Karte.

Die Schrift gibt eine Bestandschilderung der Trachten von Deutschen, Magyaren und den übrigen Volksgruppen im mittleren Ungarn auf Grund des Schrifttums. Die Darstellung wäre anschaulicher und ertragreicher geworden, wenn der Verfasser sich an den Gegenständen selbst in die Probleme der Trachtengestaltung nach Zuschnitt, Zurichtung und Art der Beschaffung eingearbeitet hätte, um von da auch ihre kulturgeschichtliche Entwicklung aufzuhellen, die kaum nur gestreift wird.

A. Haberlandt.

A. Helbok: Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Bogen 1—12 mit 20 Karten.

Die kulturgeographischen und landeskundlichen Studien des Verfassers vermitteln die wesentlichen Grundlagen für das Verständnis des Aufbaus der Kultur- und Staatengeschichte in Frankreich und Deutschland seit den Tagen der Vorzeit. Für die ursprüngliche Bewaldung West- und Mitteleuropas und den Wandel der Siedlungsräume im Zeitenlauf konnte eine Anzahl Thesen erarbeitet werden. Die Kartenbilder der Waldausbreitung, der vorgeschichtlichen Funde und auch der Ortsnamen in Frankreich ergänzen hiebei in glücklicher Weise den Text. Etwas schwieriger macht es der gleichmäßige Fluß der Betrachtung, dem Ablauf von Volks-, Kultur- und Staatenentwicklung im Umkreis der römischen Provinzen durch die Jahrhunderte zu folgen. Es wäre angezeigt gewesen, hier dem Leser mit Zwischentiteln oder Randnoten zu Hilfe zu kommen. Unter den gegebenen Umständen vermag eine Gruppierung und Aufgliederung des Stoffes in einem abschließenden Inhaltsverzeichnis am ehesten diese Ergänzung zu leisten.

Gottfried Henssen: Volkstümliche Erzählerkunst. (= Beiträge zur rheinischen und westfälischen Volkskunde in Einzeldarstellungen A. 4). Martini und Grüttefien, Wuppertal-Elbefeld, 1936. 38 Seiten.

Der führende deutsche Volkserzählforscher legt hier eine Anzahl von Aufzeichnungen über seine Erzähler vor und leitet aus seinen Erfahrungen eine Reihe wichtiger Erkenntnisse ab, welche besonders in einem kritischen Verhältnis zu manchen Aufstellungen Wesselskis stehen. Vor allem aber ist das Heft wieder ein wichtiger Beitrag zur steigenden Würdigung der Kunst bäuerlicher Erzähler.

A. Schachinger: Der Wienerwald. (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 1/2.) 510 S., XVI Bildtafeln, eine Karte sowie Pläne und Kartenskizzen im Text. Wien, Verein für Landeskunde 1934.

Die sehr eingehende Darstellung gibt eine Uebersicht über Besiedlung und Schaffung der Kulturlandschaft des Wienerwaldes, wozu besonders Ortsnamen, Orts- und Herrschaftsgeschichte herangezogen werden. Außerordentlich gewissenhaft wurde der Siedlungsausbau und Bevölkerungszuwachs seit dem 16. Jahrhundert und in der Zeit nach den Türkenverwüstungen erhoben, wobei auch die Herkunft der Siedler demographisch-statistisch dargestellt ist. Für die Klarstellung der Volkskultur insbesondere des Hauswesens in Zuordnung zu bestimmten Siedlerschichten reichen die mehr kritischen als positiven Betrachtungen, die daran an Hand von ein paar Beispielen geknüpft werden, freilich nicht aus, wie denn überhaupt die Volksgeschichte und Volks-

kunde in Niederösterreich südlich der Donau noch vor wesentliche Probleme und ertragreiche Aufgaben gestellt ist, deren etwa die "Oesterreichische Kunsttopographie" sich annehmen könnte.

A. Haberlandt.

Br. Petermann: Das Problem der Rassenseele. VIII und 230 S. mit 80 Abb. und 20 Tabellen. Leipzig, J. A. Barth, 1935.

Eigenschaften von Körper und Geist werden unter den Gesichtspunkt der Bestimmbarkeit von seelischen Grundtypen der Gemütsbewegung durch den leibhaftigen Ausdruck aufeinander bezogen. Die Grundlagen für diese "psychologische Aufgabe" findet Petermann in der geltenden Rassensystematik und der von L. F. Clauss angebahnten Ausdrucksanalyse, wobei das "So sein" in der Wahrnehmung und Ausdeutung als schlechtweg "evident" hingenommen werden muß. Dagegen lehnt Petermann mit Recht rassische Testprüfungen als Beweismittel weitgehend ab. Das Erscheinungsbild der Gemütsbewegung als Ausprägung einer Gestaltidee weicht zufolge der Aufspaltung der Erbanlagen allerdings nicht selten auch von dem als adaequat zuzuordnenden Körpertypus ab. Für artgerechte Vererbung von Begabungen, Gemütsanlagen und Eigenschaftsgruppen im rassischen Sinn bringt Petermann indes als konkrete Ergebnisse der Erblichkeitsforschung Erbtafeln begabter Familien und familiengeschichtliche Berichte in aufschlußreicher Art bei. Die bei H. F. Günther festgelegten Rasseneigenschaften lassen sich nun mit Anlagetypen und erbliche Prägungen des Temperamentes beziehen. Hält die Arbeit hier auch erkenntnistheoretisch nicht bei voller Klarheit der Kategorienbildung. so gelingt es Petermann doch in der Tat die logischen Brücken zwischen der Charakterologie von L. Klages und dieser Bestandschilderung zu schlagen. indem er Rasseneigenschaften auf Vitalansprechbarkeiten und Vitalstrukturen. die als elementar anzusehen sind, zurückbezieht. Die Volksforschung wird sich dem geistigen Ringen um die Bewährung dieser Gedankengänge nicht entziehen können, wobei freilich ein induktives Verfahren die Ideologie der Rassenseele in der Betrachtung des Erbbildes zu ergänzen hat.

A. Haberlandt.

G. Lüdtke und L. Mackensen: "Deutscher Kulturatlas". Lief. 53—80, Berlin, W. de Gruyter, 1933-36.

Auch in diesen Lieferungen, mit denen sich das Werk seinem Abschluß nähert, findet der Volksforscher mancherlei Kulturgut übersichtlich zusammengeordnet, das in Wechselwirkung von Schaffenden und Trägern volkhafte Verbreitung gewonnen hat. Das Zeitkostüm bis 1500 hat Paul Post übersichtlich zusammengestellt, beachtlich ist auch die Tafel mit dem deutschen Stadthaus des Mittelalters. Uebersichten über die politischen Bewegungen des Mittelalters einschließlich Hansa und ostdeutsche Städte bietet H. Hilger, über moderne deutsche Sprachlandschaften A. Bretschneider, über mhd. Mundarten und ihre Gliederung R. Westermann. Verbreitung der Wiedertäufer, konfessionelle Schichtung der Bevölkerung in Deutschland hat H. Achterberg, Hussittenzüge durch Deutschland E. Höfinghoff festgelegt. K. Flügge behandelt Dorf- und Flurformen; die Karte der Waldhufen ist zu allgemein gehalten. Hier wie bei den Ziesterzienser- und Augustiner-Gründungen tritt als Mangel hervor, daß sich ihre Darstellung auf das heutige deutsche Reichsgebiet beschränkt. A. Haberlandt.

Hans Teske: Der Begriff des Volkstums. (Ein Vortrag.) Heidelberg, Weiß'sche Universitätsbuchhandlung, 1934. 27 S.

Die kleine Schrift umreißt die Geltung des Volksbegriffes nach Sprache, Rasse, Kulturformen der Vorgeschichtswelt und Nationalbewußtsein, soweit es zum Problem von Politik und Staatslehre erwachsen ist. Die Erkenntnis, daß der Volksgebundenheit die Volksverbundenheit entspricht steht am Ende. Die Volksforschung und ihr Erkenntniswert fängt aber hier erst an und wird in der Vollgewichtigkeit ihrer Ergebnisse mit der vorausgehenden ideologischen Kritik überhaupt nicht erfaßt.

A. Haberlandt.

R. Beitl: Volkskunde und Schule. (Völkisches Lehrgut. Schriftenreihe zur Neugestaltung des Volksschulunterrichtes. Herausg. von K. Hilgeke). Leipzig, J. Klinckhardt, 1934. 104 S.

In einer Aufsatzreihe werden hier die wesentlichsten Stoffgebiete der Volkskunde, Sachgüter, Lebensführung und Brauchtum abgehandelt, wobei Betrachtungen über den Erziehungswert der Volkskunde und ihre Darstellung durch den Lehrer mit eingestreut sind. Dem Schulmann mag die Lese etwas mager vorkommen. Am ehesten bieten ihm A. Bergeler (Die Methode des Volkschul-Unterrichts über Sitte und Brauch) und W. Schuchardt (Volkskunst, Volkshandwerk und Schule) wirkliche Anhaltspunkte. Erich behandelt das kindliche Gestaltungsvermögen, R. Beitl die Volkskunde des Kindesalters im wesentlichen und lehrhaft erzieherisch nur für den Lehrer. So geistvoll etwa auch M. Rumpf über alte Volksfrömmigkeit sich verbreitet wie andere Fachforscher auf ihren Gebieten auch, - Referent kann sich eine brauchbare Anleitung für Lehrer nur so vorstellen, daß sie ihm die Auslegung jenes heimatund deutsch-kundlichen Beispielstoffes auf das deutsche Volkstum nahelegt und ermöglicht, den der Normalschulplan in Deutsch, Geschichte und Erdkunde als Grundgerüst bereits enthält. Dabei wird dann auch Erzherzog Johann mit seinen um 1810 einsetzenden Bestrebungen um die Steiermark an der richtigen Stelle und nicht im Nachtrab der Volkstrachtenbewegung in Bayern um 1910 aufscheinen. Man beseitige den Lapsus S. 47!

A. Haberlandt.

K. Wührer: Beiträge zur ältesten Agrargeschichte des germanischen Nordens. Jena, G. Fischer, 1935. 152 S.

Wührer unternimmt es, die älteste Siedlungs- und Flurverteilung des germanischen Nordens als lockere Einzel- und Streuanlage mit ungeordneter und unregelmäßig zerstückelter Flur in Privateigentum darzutun. Die älteste Hainwaldbesiedlung des Landes, die Verteilung der vorgeschichtlichen Bodenfunde, die Zeugnisse der Ortsnamen, deren Alter auf ein kritisch gesichertes Maß zurückgeführt wird und die geschichtliche Flurforschung lassen diesen Entwicklungsgang als grundsätzlich zutreffend erscheinen. Der Stoff und die Forschermeinungen darüber werden mit aller Gründlichkeit ausgebreitet. Gleichwohl bleiben Bedenken gegen die Ueberspannung der Leitgedanken offen. E. O. Arenander kommt a. a. O. zu ganz anderer Erkenntnis von der Entsprechung der nordischen Feldgraswirtschaft zum Bericht des Tacitus, von der germanischen Flurverteilung, als der flüchtige Hinweis Wührers dies vermuten läßt. Seine "magistratus" und "principes" hatten zudem schon seit der Bronzezeit in Häuptlingen und nordischen Scharführern ihre Vorfahren. Daß diese Bauernkrieger engere Kultverbände mit agrarischem Gemeinschaftsbrauch

bildeten, lehren die nordischen Felszeichnungen schon für diese Zeit. Grundherrliches Verfahren in der Landnahme schließt demgemäß Aufteilung auf größere Verbände (Sippschaften, Gefolgschaften) keineswegs aus und die stark individualistischen Gedankengänge Wührers werden hier durch Wesenschau der volkhaften Ordnungen ergänzt werden müssen. In ihnen wurzelt auch bei den meisten Indogermanen kultische Umgehung der Flur mit Feuer und Pflug, während Wührer auch hierfür eine rein individualistische Auslegung von Grenze und Eigentum in den Vordergrund stellt. A. Haberlandt.

Gudmund Schütte: Gotthio und Utgard. Altgermanische Sagengeographie in neuer Auffassung. II. Band, Buch I, Kap. VI—VIII. Buch II, III. Jena, Frommann, 1936. 372 Seiten.

Schütte vollendet in den abschließenden Kapiteln des ersten Buches zunächst seine Ausdeutung des Weltbildes der germanischen Heldensage, worüber hier Bd. XL, S. 121 bereits berichtet wurde. Hier, wie im II. Buch, das die geschichtlichen Begebenheiten in ihrer epischen Spiegelung aufsucht, überraschen wieder viele neuartige Deutungen, welche das oft sehr wichtige Nachleben altgermanischer Helden in verhältnismäßiger späten Sagendichtungen noch erkennen lassen. Schütte geht stets besonders auf das Problem der Uebertragung einzelner Züge auf bestimmte Personen ein und versucht dafür Gründe namhaft zu machen. Die ausführlichen Hinweise auf politische Tendenzdichtung, wie sie besonders in der fränkischen Nibelungensage hervortritt, erscheinen besonders bemerkenswert. Gerade dieses Thema wird auch im III. Buch, das zerstreute Wahrnehmungen zusammenfaßt, wieder aufgenommen. So erhält dieses Werk, dessen viele inhaltliche Wiederholungen durch seinen Handbuchcharakter gerechtfertigt sind, auch dann seinen besonderen Wert, wenn man nicht mit allen Deutungen einverstanden ist. Leider finden sich wie im I. Band auch im II. wieder zahlreiche Druckfehler. Ein ausführliches Register erschließt den Inhalt vorteilhaft. Leopold Schmidt.

Dr. Hugo Grothe: Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slovenien. Ein Beitrag zur Deutschtumskunde des europäischen Südostens. Mit 42 Abbildungen auf 22 Bildtafeln und 14 Karten. Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung, Münster in Westfalen. Heft 40/41 der Reihe Deutschtum und Ausland, herausgeg. von Georg Schreiber, 1931.

Es ist sehr zu begrüßen, daß nun auch die viel genannte und doch so unbekannte deutsche Volksinsel im südlichen Krain, die Gottschee, ihre landeskundliche und deutschtumskundliche Bearbeitung gefunden hat. H. Grothe hat zur 600-Jahrfeier des Bestehens der Volksinsel versucht uns die Lebenswelt der Gottscheer darzustellen. Es ist auf 210 Seiten Text und in einem Quellenanhang sehr viel Material zur Landeskunde dieses kleinen deutschen Eilandes zusammengetragen. Auch das Hineinstellen dieses deutschen Volksinselgebietes in die großen Zusammenhänge mittelalterlicher deutscher Kolonisation im Süden der Alpen und die historische Darstellung der Ansiedlung ist sehr wertvoll. Dasselbe gilt auch von dem Abschnitt über die Bevölkerung der Sprachinsel. Der Abschnitt über die Volkskunde gehört wohl zu dem schwächsten Teil des Buches. Erstens bleibt er im Ausmaß weit hinter anderen nebensächlichere Dinge behandelnden Teilen zurück und zeigt zweitens eine sehr unsystematische Behandlung der einzelnen volkskundlichen Fragen. Nicht in das Gebiet der Volkskunde gehöriges wird uns hier zwischendurch berichtet, wie

z. B. eine Abhandlung über Namensformen, vieles für die Volkskunde wertvolle wird hingegen nicht behandelt. Auch der Siedlungsgeograph wird wohl mit der Terminologie der einzelnen Siedlungsformen nicht ganz einverstanden sein können. Das Buch schließt mit einer Schilderung über mehrere Wanderungen durch das Gottscheer Land, die uns all das vorher Besprochene in eindrucksvollen Bildern verlebendigen sollen. Dem Buch sind zahlreiche Bilder beigegeben, die zusammen mit den Textkärtchen das Gesagte veranschaulichen helfen.

Dr. Theodor Grentrup: Das Deutschtum an der mittleren Donau in Rumänien und Jugoslawien unter besonderer Berücksichtigung seiner kulturellen Lebensbedingungen. Heft 32/33 der Reihe Deutschtum und Ausland, Studien zum Auslanddeutschtum und zur Auslandkultur, herausgegeben von Georg Schreiber. Münster in Westfalen, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1930.

In der bekannten Reihe Deutschtum und Ausland hat Dr. Grentrup eine recht wertvolle Abhandlung der Rechtslage und den kulturellen Lebensbedingungen der Donauschwaben in Rumänien und Südslawien gewidmet. Gerade die Darstellung der Rechtslage ist eine sonst in anderen deutschtumskundlichen Abhandlungen seltene Behandlung der Volksgruppenfrage. Die trockenen Rechtsparagraphen lebendig ausgedeutet und besprochen zu haben ist ein besonderes Verdienst des Verfassers. Vom volkskundlichen Standpunkt ist vor allem der Abschnitt über das Charakterbild des schwäbischen Volkes an der mittleren Donau zu beachten, der uns in die geistige und seelische Lebenswelt des Bauernvolkes auf einem schwer erkämpften, aber heute so reichen Boden des ehemaligen Südungarn einzuführen versucht. Sicher wären hier noch manche Striche zu dem Charakterbild dieses deutschen Neustammes zu zeichnen gewesen, aber auch das Gesagte befriedigt in dem Rahmen der gewählten sonst stark juristischen Abhandlung, die — und dies muß erwähnt werden — ein katholischer Priester schrieb. Auch die Darstellung der Frage des Geburtenrückganges bei den Banater Schwaben, besonders an Hand der Beispiele aus den drei Gemeinden Lovrin, Guttenbrunn und Alexanderhausen gibt uns einen tiefen Einblick in diese Schicksalsfrage des donauschwäbischen Volkes. Hervorgehoben sei nur die Feststellung, daß um die Mitte des 19. Jahrhundert das Banat, besonders der Heideboden, was die natürliche Bevölkerungsvermehrung anbelangt, an erster Stelle, vor allen Staaten Europas stand, während er heute tiefer als Frankreich steht. Der größte Teil des Buches ist aber der rechtlichen Lage der Kirche und der deutschen Seelsorge, dem deutschen Schulwesen, der Presse und dem Vereinswesen in den beiden Staaten in Theorie und Praxis gewidmet und bringt hier viel Material, das aus den verschiedensten, vielfach sonst unbekannten Quellen zusammengetragen ist. E. Lendl.

Steirisches Trachtenbuch von Konrad Mautner und Viktor Geramb. Zweiter Band, zweite Lieferung. Brucker Kreis, oberes Murtal und Weststeiermark, mit 58, darunter 19 farbigen Bildern, von Univ.-Prof. Dr. Viktor v. Geramb. 1836. Verlag Universitäts-Buchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

Das hier trachtenkundlich behandelte Gebiet, der Kern der ehernen Mark mit dem uralten Wirtschafts- und Kulturmittelpunkt des Erzberges bei der Kreiseinteilung des Landes Steiermark (1752—1760) zu einer behördlichen

Einheit, dem "Bruckerkreis", zusammengeschlossen, sowie das obere Murtal, das mit jenem viele trachtlichen Uebereinstimmungen aufweist, erfahren wie die in der ersten Lieferung des zweiten Bandes dargestellten Landschaften sowohl textlich wie illustrativ eine besonders ausführliche Schilderung. Die zeitgenössischen Berichte über die Trachten dieser Bezirke, die über Veranlassung des Erzherzogs Johann von verschiedenen kundigen Beobachtern eingesendet im steirischen Landesarchiv erliegen, sind reichlich ausgeschöpft und bringen eine Fülle von Einzelheiten, die das Bild der Trachten dieser Bezirke mit besonderer Auschaulichkeit erstehen lassen. Ebenso ist, zumeist aus dem köstlichen Trachtenbilderschatz des Grafen Franz von Meran genommen, die Bebilderung dieser Partien des Werkes aufs Reichste ausgefallen. Es ist ein hoher Genuß, diese köstlichen Trachtenbilder von Matthäus Loder, Lederwasch und Karl Ruß in den glänzenden Reproduktionen dieser Lieferung des Werkes zu durchmustern, zu denen die lebensvollen Aquarelle von Martha Elisabeth Fossel (1935) würdige Gegenstücke bilden. Die textliche Darstellung Gerambs steht völlig auf der bisherigen Höhe.

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Das Jodlerbuch. Herausgegeben von Max Haager (= Deutsche Bergbücherei, Bd. 7). Styria, Graz 1936.

Der Verfasser, der als Musikwissenschaftler über steirische Volksmusik dissertiert hat, ist gewiß berufen, eine neue Sammlung von Jodlern herauszugeben. Der lesenswerten Einleitung folgen 46 Nummern in schönem Stich, davon allerdings viele Nachdrucke nach Pommer, Mautner, Kohl u. a. — man sieht, die alte Generation ist nicht so leicht zu überbieten. Für praktische Betätigung ist das Heft jedenfalls sehr empfehlenswert. Klier.

Auffigstiegn, ohigfolln. Gstanzln und Gaßlreime. Gesammelt von Max Haager, geschrieben und gezeichnet von Ernst Dombrowski (= Deutsche Bergbücherei, Bd. 8). Styria, Graz o. J.

Es sind vorwiegend Ausseerische Vierzeiler aus der engeren Heimat des Verfassers, die hier in ausgezeichneter graphischer Ausstattung, in Schwarz- und Rotdruck geboten werden; volksnah sind die Zeichnungen in Holzschnittart: man betrachte z. B. die Reihe "Steirertanz"! Ein hübsches Geschenk für jeden Freund älplerischen Wesens, besonders unseres Salzkammergutes.

Moszyński und die "Sachkultur Ungartums" (Budapest, 1934-35. I. Bd., S. 435, Abb. 1234, II. Bd. S. 433, Abb. 1518) von Bátky, Györffy, Viski. Auf dem Grunde ihrer gemeinsamen Arbeit sieht man die osteuropäische Ethnographie in neuer Beleuchung. Béla Gunda, Budapest.

Dr. St. Ecsedi: A debreceni és tiszántuli magyar ember táplálkozása (Ernährung der ungarischen Bevölkerung in Debrecen und jenseits der Theiß), A Déri Museum néprajzi osztályának ismeretterjesztő közlemémyei, Heft 5, Debrecen, 1935. S. 256, Abb. 133, Preis Pengő 2.—. Mit deutschen Resumé.

Stephan Ecsedi, Direktor des Museums von Debrecen, der in den vorigen Jahren die volkstümliche Jagd und Fischerei des östlichen Teiles der ungarischen Tiefebene beschrieben hat, beschreibt im vorliegenden Buche die Volksnahrung, die Eßgeräte und die Koch- und Bratgefäße. Das Werk enthält eine überaus große Materie. Er beschäftigt sich mit den Denkmälern der

Sammelwirtschaft. Nur wenige wilde Pflanzen werden auf dem untersuchten Gebiet gegessen: Chaerophyllum bulbosum, rume acetosella, ramuculus ficarza, potentilla anserina und trapa natans. In der Volksnahrung haben die verschiedenen Suppen eine große Bedeutung. Man kennt mehr als 30 Suppen. Suppe wird innerhalb eines Tages auch mehrmals gekocht. Besonders gerne wird Schweinefleisch gegessen. Beim Schweineschlachten ißt man in Umgebung von Debrecen auch ein kleines rohes Stück aus dem frischen Fleisch. Sogar in einigen Gegenden trinkt man das frische und warme Blut. Unter den Wildvögeln wird besonders das Fleisch der jungen Krähe gegessen. In Verbindung mit dem Fleischbraten bringt uns der Verfasser Feuerböcke von sehr verschiedenen Formen. Die meisten zeigen die stilisierten Tierformen sichtbar. Gemüße ißt man nur wenig, aber die verschiedenen Breiarten, die Mehlspeisen und Kuchen sind sehr beliebt. Die Kuchenformen sind sehr mannigfaltig (Flechtkuchen, Vogel- und fensterförmige Kuchen etc.). In Bodrogköz brät man den Mehlspeisfladen auf erhitzten Steinen oder in Oefen auf Kukuruzblättern. Wenn man das Hirtenleben betrachtet, so findet man den Milchverbrauch gering. Die Mahlzeit ist in dieser Gegend noch immer sehr feierlich: es wird langsam gegessen, während des Essens nicht geredet, der Wirt ermutigt die Essenden zum Essen, man legt den Hut auf den Boden neben sich oder unter den Tisch. Früher aß die Familie gemeinsam aus einer Schüssel, die auf den Boden gestellt wurde. Für die Landarbeiter gibt eine Blahe auf dem Brunnenschwengel oder das Dudeln kund, daß sie zum Essen nach Hause gerufen sind. Béla Gunda, Budapest.

Vie, moeurs et langue des bulgares de Thrace et d'Asie Mineure. Par le prof. dr. St. Mladenoff, Hr. Kodoff et Hr. Vakarelski. I-ére partie. Vie et moeurs (420 figures, 2 cartes et 6 planches) par Hr. Vakarelski. Editions de l'Institut Scientifique Thraceien. La Revue Thracienne V. Sofia, 1935. S. 494. Preis Leva 200.—.

Der ausgezeichnete bulgarische Ethnograph hat in dieser Arbeit auf dem Grunde der neuen ethnographischen Methoden die Volkskunde der Bulgaren von Thracien und Kleinasien bearbeitet. Die bulgarische Kultur war hier vor der türkischen stark beeinflußt, aber das bulgarische Gepräge kann man in der Volkstracht und besonders in der Geisteskultur, in den Volksbräuchen noch immer klar erkennen. Der Grund ist gewiß auf den Unterschied der mohammedanischen und christlichen Lebensformen zurückzuführen. In der Hirtenkultur herrschen noch die balkanischen Züge. Auffallend ist die Armut der materiellen Kultur der Hirten. Die karpathische und ungarische Analogie (Hirtenstab und Bezeichnung der Tiere) ist erkennbar. Es ist besonders die Landwirtschaft, die uns einen reichen und wertvollen ethnographischen Stoff bietet. Die rflugtypen sind meiner Ansicht nach nur die Erscheinungsformen eines alten Pfluges mit Krümel (griechisch-römische), die verschiedene Entwicklungsstufen repräsentieren. Diese scheinen das zu beweisen, daß der Ursprung der balkanischen Pflugtypen allein auf die oben genannte Urform zurückgeht. Außerdem bieten uns in dem Buche besonders die folgenden Sachgruppen neuen Stoff und neue Probleme: Eggeform, freistehende Backöfen, verschiedene Spinnrockentypen, Webstuhl, Wiege und Stuhlform etc. Dieses Buch von Vakarelski ist eine wichtige Quelle der osteuropäischen Ethnographie und ergänzt die bisherigen Arbeiten von Sirelius. Manninen, Zelenin und Bielenstein. Béla Gunda, Budapest.